Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	3
2	Theorien der Arbeitssucht	5
2.1	Arbeitssucht als individuelle Pathologie: Psychologische Arbeitssuchttheorien	5
2.1.1	Definition und Diagnostik der Arbeitssucht	5
2.1.2	Merkmale von Arbeitssüchtigen.....	7
2.1.3	Verlauf der Arbeitssucht.....	8
2.1.4	Ursachen und Psychodynamik der Arbeitssucht	10
2.1.5	Zusammenfassung und Kritik.....	15
2.2	Arbeitssucht aus sozioökonomischer und arbeitssoziologischer Sicht.....	16
2.2.1	Arbeitssucht und Arbeitsgesellschaft: Die Theorie von Heide.....	16
2.2.2	Arbeitssucht und neue Arbeitsformen: Die Theorie von Peter.....	20
2.3	Fazit	24
3	Sucht aus psychoanalytischer Sicht	26
3.1	Psychoanalytische Suchttheorien.....	26
3.2	Das Suchtmodell von Voigtel.....	28
3.2.1	Psychische Voraussetzungen der schweren Sucht.....	30
3.2.2	Psychodynamik der Sucht.....	33
3.2.3	Formen der schweren Sucht.....	39
3.2.4	Symptomatische Sucht.....	43
3.2.5	Reaktive Sucht	45
3.3	Zusammenfassung	47
4	Arbeit als Suchtmittel.....	48
4.1	Die psychische Bedeutung der Arbeit in der Arbeitsgesellschaft.....	49
4.2	Psychische Auswirkungen taylorisierter und entgrenzter Arbeit	52
4.3	Arbeitssuchtfördernde Arbeitsstrukturen und -bedingungen.....	55
4.3.1	Verfügbarkeit der Arbeit.....	56
4.3.2	Arbeitsstress.....	56
4.3.3	Objektcharakter der Arbeit	58
4.3.4	Selbstschädigungspotenzial	59
4.3.5	Soziale Isolation.....	60
4.3.6	Ambivalenz.....	61
4.3.7	Zusammenfassung	62
4.4	Psychodynamische Kriterien der Arbeitssucht: Hinweise in der Arbeitssuchtliteratur	63
4.4.1	Die psychische Struktur Arbeitssüchtiger.....	63
4.4.2	Affektmanipulation durch Arbeit	66
4.4.3	Die passive Überlassung an die Arbeit.....	68

4.4.4	Fallbeispiel zu psychodynamischen Arbeitssuchtkriterien.....	71
4.5	Typologie der Vielarbeiter/innen.....	73
4.5.1	Arbeitssüchtige	73
4.5.2	Neurotische oder persönlichkeitsbedingte Vielarbeiter/innen.....	75
4.5.3	Vielarbeiter/innen in entgrenzter Arbeit.....	77
5	Zusammenfassung und Ausblick.....	79
6	Literaturverzeichnis	84
7	Anhang.....	89
	Fragebogen zur Selbsteinschätzung von Arbeitssüchtigen.....	89

1 Einleitung

Die wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen des ‚Workoholism‘¹ begann im angelsächsischen Sprachraum, nachdem Oates (1971) seine persönlichen Erfahrungen als Seelsorger mit exzessiv arbeitenden Menschen veröffentlicht hatte (Rohrlich, 1984, S. 21). Der Begriff ‚Arbeitssucht‘ wurde 1979 von dem Arzt und Psychoanalytiker Gerhard Mentzel in den deutschsprachigen Raum eingeführt. Diesem waren „in erstaunlichem Maße“ Ähnlichkeiten zwischen dem Verhalten seiner Patient/innen, die wegen Überarbeitung in stationärer Behandlung waren, und dem von Alkoholiker/innen aufgefallen (Mentzel, 1979, S. 115). Seitdem hat es einige Veröffentlichungen zur Arbeitssucht bzw. zum ‚Workoholism‘ gegeben, die vor allem auf beruflichen Erfahrungen (z.B. Rohrlich, 1984; Fassel, 1994) und/oder auf Interviews (z.B. Schwochow, 1999) mit exzessiv arbeitenden Menschen² basieren. Die erste und bislang einzige wissenschaftliche Studie zum Thema Arbeitssucht im deutschsprachigen Raum wurde von Poppelreuter (1997) durchgeführt.³

Eine „spezifische Theorie der Arbeitssucht“, vor allem im Hinblick auf deren Ursachen und eine genaue Definition existiert allerdings nach wie vor nicht (Poppelreuter/Evers, 2000, S. 74ff).⁴ Als einziges allgemein anerkanntes Definitionsmerkmal gilt bislang, dass „arbeitssüchtige Personen außerordentlich viel in ihre Arbeit investieren und andere Lebensbereiche vernachlässigen“ (ebd., 2000, S. 74). In der Regel wird auch davon ausgegangen, dass es sich dabei um selbstschädigendes Verhalten handelt⁵, da sowohl die eigene Gesundheit, als auch die privaten Beziehungen langfristig aufs Spiel gesetzt werden (Schneider/Bühler, 2001, S. C365).

Die zahlreichen Fallbeispiele in der Literatur und die Zunahme von Selbsthilfegruppen Arbeitssüchtiger machen deutlich, dass viele Menschen unter ihrem Drang zum exzessiven Arbeiten leiden. Als umstritten gilt jedoch nach wie vor, ob es sich dabei tatsächlich um eine Sucht handelt (vgl. Breitsamer/Reiners-Kröncke, 1997). In die internationalen Diagnosemanuale DSM-IV-TR (2003) und ICD 10 (2000) wurde die Arbeitssucht bislang nicht als diagnostische Kategorie aufgenommen. Auch in den Theorien zur Arbeitssucht wird diese nicht übereinstimmend als Sucht definiert. Stattdessen wird arbeitssüchtiges Verhalten nach einer Kategorisierung verschiedener Erklärungsansätze von Poppelreuter auch als „spezieller Verhaltensstil“, als „Spielart

¹ Neben diesem am ‚alcoholism‘ orientierten Begriff existiert in der angelsächsischen Literatur auch der Begriff ‚work addiction‘ (vgl. z.B. Rohrlich, 1981), der mit dem deutschen Begriff ‚Arbeitssucht‘ übersetzt werden kann.

² Diese werden entweder von den Autor/innen als arbeitssüchtig eingeschätzt oder sie halten sich selber dafür.

³ Diese Studie, in der Verhaltens- und Einstellungsmuster von Menschen untersucht wurden, die sich als arbeitssüchtig bezeichnen, wird in dieser Arbeit nicht näher erläutert, da sie nicht zur Klärung der Frage nach den psychodynamischen und arbeitsstrukturellen Voraussetzungen der Arbeitssucht beiträgt.

⁴ Daher sind auch die Ergebnisse empirischer Untersuchungen und der Interviews bzw. therapeutischen Erfahrungen mit Arbeitssüchtigen kritisch zu betrachten, da diese erst dann als solche erkannt und untersucht werden können, wenn Arbeitssucht definiert und von ähnlichen Phänomenen abgegrenzt werden kann.

⁵ Machlowitz geht als einzige Autorin davon aus, dass Arbeitssucht für die Betroffenen *keine* negativen Konsequenzen hat, da diese Menschen ihr zufolge glücklich und gesund sind (vgl. Machlowitz, 1981).

des Typ-A-Verhaltens“⁶ oder als „besessen-zwanghaftes Verhalten“ erklärt oder interpretiert (Poppelreuter, 1997, S. 55-136). Es stellt sich angesichts der Vielzahl der unterschiedlichen Definitionen und Interpretationen der Arbeitssucht die Frage, ob dort überhaupt immer dasselbe Phänomen beschrieben wird.

Die vorliegende Arbeit geht daher der Frage nach, ob, inwiefern und unter welchen Bedingungen Arbeit tatsächlich als Suchtmittel in Frage kommt und als Solches auch eingesetzt wird. In Anlehnung an neuere psychoanalytische Suchttheorien und an die psychoanalytische Arbeitsforschung wird dabei die These zugrundegelegt, dass eine Sucht nach Arbeit – sofern es sie gibt – nicht auf der Basis beliebiger äußerer oder innerer Faktoren entstehen kann, sondern dass dafür spezifische psychodynamische, aber auch arbeitsstrukturelle Voraussetzungen erfüllt sein müssen.

Im ersten Teil werden zunächst einige grundlegende Arbeitssuchttheorien dargestellt, die davon ausgehen, dass es sich bei der Arbeitssucht um eine Sucht handelt und die Erklärungsansätze im Hinblick auf deren Ursachen entwickelt haben. Dabei wird vor allem der Frage nachgegangen, wie in den jeweiligen Theorien die Sucht nach Arbeit definiert und erklärt wird und welcher Suchtbegriff dabei jeweils zugrundegelegt wird. Es werden zum einen psychologische, insbesondere psychoanalytisch orientierte Arbeitssuchttheorien behandelt, die das von ihnen als süchtig bezeichnete Arbeitsverhalten auf die (früh)kindliche Entwicklung und die daraus hervorgegangene Persönlichkeit und/oder Neurose zurückführen. Zum anderen werden ein sozio-ökonomischer und ein arbeitssoziologischer Erklärungsansatz dargestellt, die neben individuellen Ursachen auch die Arbeitsgesellschaft und bestimmte Arbeitsformen als Nährboden für die Entstehung von Arbeitssucht ansehen. Bei der Darstellung der Arbeitssuchttheorien wird insgesamt u.a. deutlich, dass diese theoretische Defizite aufweisen, und zwar insbesondere im Hinblick auf die Definition und die Erklärung süchtigen Verhaltens.

Um die oben genannte Fragestellung erörtern zu können, wird daher im zweiten Teil dieser Arbeit ein aktuelles psychoanalytisches Suchtkonzept dargestellt, welches die psychische Struktur der zur Sucht disponierten Menschen ebenso berücksichtigt wie die psychodynamische Funktion des Suchtmittels. Dieses Modell ermöglicht eine Erklärung der unbewussten Bedeutung und der psychischen Voraussetzungen süchtigen Verhaltens, sowie dessen Abgrenzung zu nicht süchtigem exzessivem und selbstschädigendem Verhalten, die in den Arbeitssuchttheorien – wie noch zu zeigen sein wird – nicht gelingt.

Auf dieser Basis wird unter Einbeziehung arbeitspsychologischer und -soziologischer Erkenntnisse im letzten Teil der Arbeit zunächst analysiert, ob es bestimmte

⁶ Der Begriff „Typ-A-Verhalten“ wurde von Friedman & Rosenman (1975) entwickelt und bezeichnet eine Reihe von Verhaltenssymptomen, die das Auftreten einer koronaren Herzerkrankung begünstigen. Zur Diskussion der verschiedenen Konstrukte zum Typ-A-Verhalten, auch im Hinblick auf die Parallelen zur Arbeitssucht vgl. Poppelreuter, 1997, S. 105.

Arbeitsbedingungen gibt, in denen sich die Arbeit eher als Suchtmittel eignet als in anderen. Darüber hinaus werden anhand des bisherigen empirischen Materials Hypothesen zu den Fragen erarbeitet, ob und inwiefern Arbeit theoretisch die psychodynamische Funktion eines Suchtmittels erfüllen kann und ob die in den Arbeitssuchttheorien beschriebenen Menschen die psychischen Voraussetzungen und psychodynamischen Kriterien für eine Arbeitssucht erfüllen. Abschließend wird – hypothetisch – eine Typologie der Vielarbeiter/innen⁷ entwickelt, die verschiedene Formen süchtigen und nicht süchtigen exzessiven Arbeitens berücksichtigt.

2 Theorien der Arbeitssucht

2.1 *Arbeitssucht als individuelle Pathologie: Psychologische Arbeitssuchttheorien*

In den folgenden Teilkapiteln werden verschiedene Arbeitssuchttheorien dargestellt, die davon ausgehen, dass Arbeitssucht primär durch individuelle Faktoren verursacht wird. Berücksichtigt werden dabei vor allem die älteren, grundlegenden Theorien zur Arbeitssucht, die in den 70er und 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts von Mentzel (1979; 1987) und Rohrlich (1981; 1984) aufgrund ihrer psychotherapeutischen Erfahrungen mit vielararbeitenden Patient/innen entwickelt wurden. Diese Theorien dienen heute noch als theoretische Grundlage bei der Definition bzw. Diagnostik und bei der Beschreibung des Verlaufs der Arbeitssucht, sowie bei der Darstellung der Merkmale von Arbeitssüchtigen. Bei der Erläuterung der Theorien zu den Ursachen der Arbeitssucht werden auch die neueren Arbeiten von Gross (1991; 1992) und von Berger (2000) berücksichtigt.

2.1.1 Definition und Diagnostik der Arbeitssucht

Für Rohrlich ist der „ausschlaggebende Faktor bei der Definition der ‚Arbeitssucht‘ (...) das Maß an Wahlfähigkeit und Willensfreiheit in den Arbeitsgewohnheiten eines Menschen. *Eine Sucht mißt man nicht daran, was ein Individuum tut, sondern daran, was es nicht tun kann*“ (Rohrlich, 1984, S. 141). Für den Arbeitssüchtigen bedeutet das, dass er nicht aufhören kann zu arbeiten, auch wenn er das möchte (ebd., S. 141).

Hieraus ergeben sich laut Rohrlich die folgenden vier Kennzeichen als Definitionsmerkmale für Arbeitssucht (Rohrlich, 1984, S. 148):

- Die subjektiv wahrgenommene Unfähigkeit, das Verlangen nach Arbeit kontrollieren zu können, auch wenn die Betroffenen den bewussten Wunsch danach haben.
- Das Auftreten von Entzugserscheinungen bei freiwilligen oder unfreiwilligen Arbeitspausen (in Form von Angst, Depression, psychosomatischen Erkrankungen, oder sogar psychotischen Zuständen).
- Das Vorliegen von Krankheiten als direkte Folge von Überarbeitung.

⁷ Der Begriff ‚Vielarbeiter/innen‘ wird in dieser Arbeit – unabhängig von den jeweiligen Ursachen – als Oberbegriff für Menschen verwendet, die in selbstschädigendem Ausmaß exzessiv arbeiten.

- Das Auftreten eines psychosozialen Zusammenbruchs und/oder zwischenmenschlicher Probleme infolge eines exzessiven Arbeitsstils.

Rohrlich definiert die Arbeitssucht auf der Ebene deskriptiver Symptome, wobei nicht deutlich wird, an welchem Suchtkonzept er sich dabei orientiert. Die ersten beiden von ihm genannten Symptome, also der unkontrollierbare innere Zwang zu arbeiten und die Entzugserscheinungen beim plötzlichen Nicht-Arbeiten deuten darauf hin, dass das Arbeiten bei den Betroffenen eine psychisch stabilisierende Funktion erfüllt, da es beim Verlust der Arbeit zu einer psychischen Dekompensation kommt. Es wird allerdings nicht klar, warum die Ursache dafür eine Sucht sein muss. Die beiden letztgenannten Symptome sind noch unspezifischer, da sie zunächst nur die physisch und psychosozial schädlichen Folgen quantitativ übermäßigen Arbeitens darstellen, zu dem es nicht nur aufgrund eines inneren psychischen Zwangs, sondern auch durch die objektiven äußeren Arbeitsanforderungen kommen kann (vgl. Kapitel 2.2.2).

Bei Mentzel findet sich keine explizite Definition der Arbeitssucht. Er hält aber diejenigen „mit ziemlicher Sicherheit“ für arbeitssüchtig, die 10 von insgesamt 25 Symptomen aufweisen, die er mit einem Fragebogen zur Selbsteinschätzung⁸ erfragt, der an Jellineks (1951) Diagnostest für Alkoholiker angelehnt ist (Mentzel, 1979, S. 116ff). Dieser Fragebogen erfasst u.a. Symptome, die den von Rohrlich beschriebenen ähnlich sind: den Kontrollverlust bzw. den inneren Zwang zum Arbeiten („Haben Sie mit Beginn der Arbeit ein unwiderstehliches Verlangen weiterzuarbeiten?“; „Wurde Ihnen das Arbeiten zum Zwang?“), und die Folgeschäden der Überarbeitung („Wurden Sie wegen der Arbeitssucht in ein Krankenhaus aufgenommen?“) (ebd., S. 117f).

Weitere diagnostische Merkmale der Arbeitssucht sind Mentzels Fragebogen zufolge

- die zentrale Bedeutung der Arbeit im Leben der Betroffenen und die Vernachlässigung anderer Interessen,
- quantitative Merkmale wie regelmäßiges Arbeiten am Abend oder das gelegentliche Durcharbeiten Tage und Nächte hintereinander,
- ein hastiger, hektischer Arbeitsstil, heimliches Arbeiten, das Anlegen von Arbeitsvorräten oder der Versuch, das Arbeitsverhalten zu kontrollieren (z.B. durch Zeiteinteilungssysteme),
- ein zunehmend aggressives und rücksichtsloses Sozialverhalten,
- eine abnehmende Leistungsfähigkeit,
- eine Vernachlässigung der Ernährung (ebd., S. 116ff).

Mentzel selbst geht davon aus, dass diejenigen, die nur fünf dieser Symptome aufweisen, bereits „suchtgefährdet“ sind (ebd., S. 119).

Dieser Fragebogen, der „keineswegs wissenschaftlich erstellt“ ist (Orthaus et al., 1993, S. 27), wurde wegen seiner theoretischen Mängel kritisiert, und zwar vor allem wegen seiner vielen zu allgemein gefassten Fragen, die auch „bei Vorliegen eines anderen

⁸ Der komplette Fragebogen von Mentzel befindet sich im Anhang dieser Arbeit.

Leidens als der Arbeitssucht bejaht werden“ können (Breitsamer/Reiners-Kröncke, 1997, S. 127). Zudem handelt es sich zum Teil um suggestive Fragen (z.B. „Neigen Sie dazu, sich einen Vorrat an Arbeit zu sichern?“), die kaum neutral oder objektiv beantwortet werden können. Insgesamt sind die Fragen also nicht als (diagnostische) Kriterien zur Abgrenzung von Arbeitssucht und anders bedingter Vielarbeit ausreichend.⁹ Dennoch findet der Fragebogen Verwendung in der Praxis (Schwochow, 1999, S. 62ff; Orthaus et al. 1993, S. 27) und diente für einige Autoren als Grundlage zur Definition der Arbeitssucht (z.B. Breitsamer/Reiners-Kröncke, 1997, S. 25ff). Berger gibt zu, dass er den Fragebogen vor allem einsetzt, um Patient/innen mit ihrem problematischen Arbeitsverhalten zu konfrontieren und sie zum Nachdenken darüber anzuregen (Orthaus et al, 1993, S. 27). Wie Berger deren Arbeitssucht wirklich diagnostiziert, bleibt unklar.

Insgesamt wird deutlich, dass die Arbeitssucht bislang von allen Autoren ausschließlich auf der Ebene deskriptiver Symptome definiert und diagnostiziert wird.

2.1.2 Merkmale von Arbeitssüchtigen

In den Fallbeispielen zur Arbeitssucht, aber auch in den Arbeitssuchttheorien, wird immer wieder auf typische Merkmale Arbeitssüchtiger hingewiesen (z.B. Rohrlich, 1984, S. 147f; Fassel, 1994, S. 45ff). So hat Rohrlich bei seinen Patient/innen ein „allgemeines Profil des Arbeitssüchtigen“ (Rohrlich, 1984, S. 147) festgestellt, das durch folgende Eigenschaften charakterisiert ist:

- eine Vorliebe für Fertigkeiten und deren Entwicklung,
- eine überwiegend analytische Haltung und eine Besessenheit von genauen Definitionen, Zielen, Fakten, Listen, Methoden, etc., die Erlebnisse und Erfahrungen in „handhabbare Kategorien“ aufteilt,
- einen ausgeprägten Aggressionstrieb, der sich darin äußert, dass die „Handhabung und Lenkung“ der Umwelt, aber auch Konzentration und Disziplin als aggressive Beherrschung des eigenen Selbst Befriedigung verschafft,
- eine ständige Produktivität und Zielorientierung, die kein Innehalten erlaubt,
- eine hohe *Bewertung* von Effizienz und Effektivität bei gleichzeitiger Ineffizienz aufgrund der Zwanghaftigkeit und des Perfektionismus (ebd., S. 147f).¹⁰

Unbehagen empfinden Menschen mit diesem Persönlichkeitsprofil gegenüber „Eigenschaften wie Gefühl, Phantasie und Spontaneität“, und sie sind unfähig, „Empfindungen der Gegenwart“ oder ein „Erleben, das für sich selbst steht“ und keine Produkte hervorbringt, zu genießen (ebd., S. 147f). Es handelt sich also um Menschen,

⁹ Dies gilt laut Breitsamer & Reiners-Kröncke auch für den 1991 von Puttkammer entwickelten Fragebogen, dem es trotz insgesamt weniger wissenschaftlicher Mängel nicht gelingt, dieses Abgrenzungsproblem zu lösen: Andere, nicht süchtige Vielarbeiter/innen „würden nämlich bei diesem Testverfahren ebenfalls in die Kategorie der Arbeitssüchtigen fallen“ (Breitsamer/Reiners-Kröncke., S.88).

¹⁰ Ähnliche Merkmale von Arbeitssüchtigen finden sich u.a. bei Breitsamer & Reiners-Kröncke, 1997 und bei Fassel 1994.

die nicht unbedingt einen Großteil ihrer Zeit am Arbeitsplatz verbringen, sondern die dem ganzen Leben gegenüber eine allumfassende Arbeitshaltung einnehmen, wobei in extremen Fällen die „Konzentration auf Bewältigung und Steuerung praktisch alle anderen Formen des Erlebens ausgelöscht hat, besonders jene, bei denen das Loslassen für die Befriedigung unerlässlich ist“ (ebd., S. 146). Zu diesen anderen Erlebnisformen zählen laut Rohrlich die Liebe, die Muße oder das Spiel (ebd., S. 53ff).

Arbeit definiert Rohrlich als eine aggressive Beherrschung der „*äußeren und inneren Umwelt, um ein angestrebtes Ziel so tüchtig und wirksam zu erreichen wie möglich*“. (Rohrlich, 1984, S. 146). Dementsprechend verweisen die von ihm beschriebenen Merkmale auf eine ausgeprägte Arbeitsorientierung, die jedoch weder ein Ausdruck, noch eine Ursache (arbeits-)süchtigen Verhaltens sein muss, sondern auch andere Gründe haben kann. Sie kann auch bei Menschen auftreten, die aufgrund ihrer objektiven Arbeitsbedingungen, also aufgrund eines äußeren Zwangs, übermäßig viel arbeiten müssen (vgl. Kapitel 2.2.2).

Aber auch eine psychisch motivierte Arbeitsorientierung muss nicht auf eine Arbeitssucht hinweisen, sondern kann z.B. auch Ausdruck einer zwanghaften Persönlichkeitsstörung sein. Diese hat auf der deskriptiven Ebene sehr viel Ähnlichkeit mit den Merkmalen der Arbeitssucht (Breitsamer/Reiners-Kröncke, 1997, S. 46ff; Poppelreuter, 1997, S. 109).¹¹ Nach dem internationalen Diagnosemanual DSM-IV-TR handelt es sich bei der zwanghaften Persönlichkeitsstörung um ein „tiefgreifendes Muster von starker Beschäftigung mit Ordnung, Perfektion und psychischer sowie zwischenmenschlicher Kontrolle auf Kosten von Flexibilität, Aufgeschlossenheit und Effizienz“. Zu den Symptomen zählen u.a. eine übermäßige Beschäftigung mit Details, Regeln, Listen, etc., sowie ein ineffizientes Streben nach Perfektion, aber auch die übermäßige Bevorzugung von Arbeit und Produktivität gegenüber Freizeit und zwischenmenschlichen Beziehungen (DSM-IV-TR, 2003, S. 797).

Dies führt zu der Notwendigkeit einer Abgrenzung zwischen einer suchtbedingten und einer anders verursachten extremen Arbeitsorientierung, die auf der deskriptiven Ebene aufgrund der ähnlichen Symptome offenbar nicht gelingen kann.

2.1.3 Verlauf der Arbeitssucht

In der Arbeitssuchtliteratur wird in der Regel davon ausgegangen, dass es sich bei der Arbeitssucht um eine „stetig fortschreitende Krankheit“ (Mentzel, 1979, S. 125) handelt, die verschiedene Phasen bis hin zu schweren psychischen, psychosomatischen und physischen Schäden durchläuft (Mentzel, 1987, S.261f; Fassel, 1994, S.180).

Mentzel entwickelte, angelehnt an Jellineks Phasenmodell des Alkoholismus (vgl. Jellinek, 1951), ein Verlaufsmodell der Arbeitssucht, nach dem diese vier Stadien durchläuft: eine Einleitungsphase, eine kritische Phase, eine chronische Phase und eine End-

¹¹ Aufgrund dieser Parallelen auf der deskriptiven Ebene wird sogar die Subsumierung der Arbeitssucht unter die diagnostische Kategorie „Zwanghafte Persönlichkeitsstörung“ diskutiert (Poppelreuter/Evers, 2000, S. 87).

phase (Mentzel, 1979, S. 116; 1987, S. 261). Dieses im Folgenden näher erläuterte Modell wird auch heute noch als „Grundlage zur Beschreibung des Verlaufs der Arbeitssucht“ benutzt (Breitsamer/Reiners-Kröncke, 1997, S. 73).

Die „Einleitungsphase“ wird von Mentzel auch als das „psychovegetative Stadium“ bezeichnet, in dem er bei seinen Patienten „Erschöpfungsgefühle, leichte Depressionen, Verstimmungs- und Konzentrationsstörungen“ und „unbegründete Ängste“, aber auch körperliche Symptome wie „Herz-Kreislauf-Beschwerden“ sowie „Kopf- und Magenschmerzen“ beobachten konnte (Mentzel, 1987, S. 261). Diese Beschwerden werden häufig durch einen „vermehrten Arbeitseinsatz“ wettgemacht und überspielt. Auch heimliches Arbeiten, das zunehmende gedankliche Kreisen um die Arbeit, die Vernachlässigung sozialer Beziehungen und hastiges Arbeit zur Erzielung von „Rauscherlebnissen“ ist kennzeichnend für diese frühe Phase der Sucht (ebd., S. 261).

Die „kritische Phase“ bzw. das „psychosomatische Stadium“ ist durch einen zunehmenden Kontrollverlust in Bezug auf das Arbeiten gekennzeichnet, den die Arbeitssüchtigen laut Mentzel durch „neue Zeiteinteilungssysteme“ auszugleichen versuchen und durch Erklärungssysteme, warum man „ständig arbeiten muss“, rechtfertigen (ebd., S. 261). In menschlichen Beziehungen werden sie „unduldsam und aggressiv“, während an psychosomatischen Symptomen Bluthochdruck, Magengeschwüre und Depressionen auftreten, sodass die Arbeitsfähigkeit zunehmend beeinträchtigt wird (ebd., S. 261).

In der sogenannten „chronische(n) Phase“ verfestigt sich diese Symptomatik, wobei die Arbeitssüchtigen nun auch an Sonn- und Feiertagen arbeiten und oft zusätzliche Ämter übernehmen (ebd., S. 261). Es kommt nun laut Mentzel zu einer zunehmenden Rücksichtslosigkeit anderen gegenüber und zu einem Fortschreiten der „Selbsterstörung“ bis hin zum Herzinfarkt als möglicher Konsequenz (ebd., S. 261f).

In der „Endphase“ oder dem „Stadium des Ausgebranntseins“ kommt es aufgrund der schweren körperlichen und psychischen Schäden zu einem „irreversiblen Knick in der Leistungsfähigkeit des Arbeitssüchtigen“, was häufig zu einer frühzeitigen Berufsunfähigkeit führt (ebd., S. 262). Als bleibende Folgeschäden der Überarbeitung wurden in psychologischen Tests „deutliche Konzentrationsschwäche, verlangsamte Wahrnehmung und Denkschwäche“ festgestellt, was laut Mentzel zu chronischen Depressionen und vorzeitigem Tod führen kann (ebd., S. 262).

Dieses Verlaufsmodell der Arbeitssucht bleibt ebenfalls – wie auch die bereits dargestellte Fragebogendiagnostik – auf einer deskriptiven Ebene. Es wird weder erklärt, warum jemand in die Einleitungsphase gerät, noch wird deutlich, warum ein Hinabgleiten in die anderen Phasen scheinbar unausweichlich ist. Verschiedene Schweregrade der Sucht und damit ein potenzielles ‚Verweilen‘ auf einer bestimmten Stufe der Abwärtsspirale scheinen nicht möglich zu sein.

Die amerikanische Unternehmensberaterin Fassel, die ein ähnliches Phasenmodell der Arbeitssucht entwickelte (Fassel, 1994, S. 71), begründet den fortschreitenden Verlauf

u.a. mit dem erhöhten Adrenalin Spiegel, der durch exzessives Arbeiten im Körper entsteht. Dieser vermittelt Hochgefühle, betäubt Schmerzen und trägt dazu bei, dass es den Betroffenen schwer fällt, sich zu entspannen und abzuschalten (ebd., S. 74). Zudem wird durch die Betäubung die Selbstschädigung nicht wahrgenommen, sodass Warnsymptome oft lange ‚überspielt‘ werden können, wie eine Interviewpartnerin von Fassel bestätigt: „Mein Adrenalin war so hoch, dass ich mich großartig fühlte. Erst als mich die körperlichen Kräfte verließen, begann ich Schmerzen zu empfinden, und ich habe diese Symptome monatelang ignoriert, weil ich dachte, sie seien nur psychosomatisch, und ich können gegen den Schmerz angehen, indem ich einfach weitermache“ (ebd., S. 66). Diese Begründungen für das Fortschreiten der Arbeitssucht verweisen nicht primär auf eine psychische Abhängigkeit der Betroffenen, sondern auf die psychophysischen Auswirkungen übermäßigen Arbeitens.

Es kann daher davon ausgegangen werden, dass es sich bei den im Verlaufsmodell beschriebenen physischen, psychischen und sozialen Symptomen generell um mögliche Folgeerscheinungen exzessiven Arbeitens und weniger um Hinweise auf das Vorliegen einer Arbeitssucht handelt, die zusätzlich bestehen kann, aber nicht muss. Der Wert dieses Modells liegt meines Erachtens darin, dass das selbstschädigende Potenzial und damit auch die Gefährlichkeit exzessiven Arbeitens für die Psyche und den Körper deutlich werden. Eine Abgrenzung von Arbeitssüchtigen und anderen Vielarbeiter/innen wird damit allerdings nicht ermöglicht.

2.1.4 Ursachen und Psychodynamik der Arbeitssucht

Die bisher genannten Aspekte (Symptome, Verlauf, etc.) dienen vor allem der Definition oder Beschreibung der Arbeitssucht. Darüber hinaus gibt es verschiedene Theorien zur Entstehung und Psychodynamik der Arbeitssucht, die im Folgenden dargestellt werden.

2.1.4.1 Die Theorie von Mentzel

Mentzel konzipierte bereits 1979 „in ersten Grundannahmen“ eine Theorie zur Entstehung und Psychodynamik der Arbeitssucht (Mentzel, 1979, S. 122ff.). Neben oralen Verwöhnungserlebnissen bei „sonst emotionaler Kargheit“ in der Kindheit, die laut Mentzel für alle Süchte konstitutiv ist (ebd., S. 122), fand er bei seinen Patient/innen, die er als arbeitssüchtig diagnostizierte, auch eine „ausgeprägte Identifikation mit einem besonders tüchtigen Elternteil“ (ebd., S. 123). Diese führt zu einer pathologischen „Geltungshaltung“ und kennzeichnet die „spezielle Dynamik der Arbeitssucht“, die ausbricht, „wenn das System von Geltung und Anerkennung nicht mehr ausreicht, den Patienten halbwegs zu befriedigen“ (ebd.).

Eine Identifikation mit einem tüchtigen Elternteil und/oder ein ausgeprägtes Geltungsbedürfnis kann zwar eine Erklärung dafür sein, dass jemand viel arbeitet, reicht jedoch für die Erklärung *süchtigen* Arbeitens nicht aus. Es könnte allerdings eine Erklärung dafür sein, warum ein zur Sucht disponierter Mensch die Arbeit als Suchtmittel wählt.

Obwohl Mentzel die Arbeitssucht explizit als eine Sucht begreift und einen psychoanalytischen Erklärungsansatz wählt, greift er bei seinem Erklärungsansatz nicht auf die zu seiner Zeit aktuellen psychoanalytischen Theorien zur Psychogenese und Psychodynamik der Sucht zurück. Diese gingen bereits weit über die Annahme eines oralen Defizits bei Süchtigen hinaus (vgl. Lürßen, 1976). Stattdessen bleibt er durch seine weitgehende Orientierung an Jellineks Phasenmodell des Alkoholismus auf der deskriptiven Ebene der Symptomatik und des Verlaufs der Sucht.

2.1.4.2 Die Typologie von Rohrlich

Laut Rohrlich eignet sich die Arbeit in unserer Kultur grundsätzlich zur Befriedigung einer Vielzahl menschlicher Bedürfnisse, die in verschiedenen Entwicklungsphasen der Kindheit entstehen können. So können durch Arbeit z.B. orale Bedürfnisse nach Liebe, Sicherheit und Geborgenheit, aber auch anale Bedürfnisse nach Macht, Anerkennung und Beherrschung, sowie das narzisstische Bedürfnis nach Selbstachtung und Selbstdarstellung befriedigt werden (vgl. Rohrlich, 1984, Teil III, S. 89-139).

Wenn diese Bedürfnisse, z.B. durch Frustrationen oder Traumatisierungen in den jeweiligen Entwicklungsphasen, besonders stark sind, können sie nur durch entsprechend übermäßiges Arbeiten befriedigt werden, was dann laut Rohrlich zur Arbeitssucht führen kann (ebd., S. 148f). Er unterscheidet 12 verschiedene Arbeitssuchttypen¹², denen jeweils eine eigene tiefer liegende „Psychodynamik der Arbeitsmotivation“ zugrunde liegt (ebd., S. 148ff). Deren übermäßigen Bedürfnisse, die durch das übertriebene Arbeiten befriedigt werden sollen, sind lediglich „anschauliche, lebhaft, ‚aufgeblasene‘ Beispiele für die normale Befriedigung, die einem die Arbeit verschaffen kann“ (ebd., S. 149). Zur Veranschaulichung von Rohrlichs Typologie werden nachfolgend drei seiner Arbeitssuchttypen kurz dargestellt.

Der „*wütende, feindselige Arbeitssüchtige*“ ist z.B. aufgrund einer übergroßen „Angst vor Ablehnung und Vergeltung“ in zwischenmenschlichen Beziehungen besonders gefügig und entgegenkommend und benutzt die Arbeit als „Mittel zur Abfuhr“ seiner übermäßigen Aggressionen (ebd., S. 149f).

Der „*Arbeitssüchtige aus Scham*“ dagegen hat aufgrund einer geringen Selbstachtung und dem Wunsch, „intensiv geliebt zu werden“, einen besonders starken Drang, aus seiner „Arbeitsumwelt Anerkennung und Billigung zu beziehen“, was ihm in der Intimität zu Hause „durch das Fehlen der formellen Lobhudelei und des konkreten Respekts“ nicht ausreichend gegeben wird (ebd., S. 152).

Der „*Arbeitssüchtige aus Schuldgefühlen*“ wiederum benutzt die Arbeit als „Mittel der Selbstbestrafung und zur Sühnung von Schuld“, da harte, angestrengte Arbeit keine

¹² Es handelt sich dabei um den „wütenden, feindseligen“, den „wetteifernden“, den „abwehrenden“, den „einsamen“, den „latent homosexuellen“, den „narzißtischen“, den „zwangsneurotischen“, den „passiv-abhängigen“, den „prä- oder postpsychotischen“ und den „sexuell frustrierten oder impotenten“ Arbeitssüchtigen, sowie den „Arbeitssüchtigen aus Scham“ und den „aus Schuldgefühlen“ (Rohrlich, 1984, S. 149-170).

„sinnliche Lust“ ermöglicht, sondern sich als Form „der gegen das eigene Selbst gerichteten Aggression“ zur „Selbstgeißelung“ eignet (ebd., S. 157).

Bereits an diesen drei Beispielen wird deutlich, dass die Arbeit vielfältige unbewusste Funktionen haben kann. Rohrlichs Typologisierung der Arbeitssüchtigen erfolgt anhand dieser psychodynamischen Einzelkriterien. Eine komplexe Psychodynamik einer neurotischen Störung setzt sich allerdings i.d.R. aus mehreren dieser Aspekte zusammen. So können alle der bereits dargestellten Kriterien (starke Aggression, schwaches Selbstwertgefühl und strenges Über-Ich bzw. Selbstverurteilung) auch bei einem Menschen mit einer neurotischen Depression¹³ auftauchen. Sie sind also erstens nicht suchtspezifisch und stellen zweitens keine jeweils eigene komplexe Psychodynamik dar. Insgesamt wird deutlich, dass die Arbeitssucht Rohrlich zufolge keine spezifische individuelle Ursache oder Psychodynamik aufweist. Sie basiert vielmehr auf einer übertriebenen zwanghaften Arbeitsmotivation, der eine Vielzahl unterschiedlicher, grundsätzlich normaler menschlicher Bedürfnisse zugrunde liegen können, die bei Arbeitssüchtigen stärker ausgeprägt sind. Auch Rohrlich orientiert sich trotz seines psychodynamischen Konzepts nicht an psychoanalytischen Suchtheorien zur Erklärung der Arbeitssucht.

2.1.4.3 Die Typologie von Berger

Auch Berger geht davon aus, dass es verschiedene psychodynamische Ursachen für die Arbeitssucht gibt (vgl. Berger, 2000, S. 97ff). Er orientiert sich bei seiner Einteilung von Arbeitssüchtigen an der jeweiligen Psychodynamik der Arbeitsstile verschiedener Persönlichkeitstypen.¹⁴ Diese basieren auf (früh)kindlichen Erfahrungen und stellen „neurotische() Konfliktlösungsversuche“ dar, die ihm zufolge „arbeitssüchtig ‚entgleisen‘ können“ (Berger, 2000, S. 97). Er unterscheidet fünf Typen von Arbeitssüchtigen, die sich aus dem „egozentrisch-narzisstischen“, dem „einsam-schizoiden“, dem „abhängig-depressiven“, dem „kontrolliert-zwanghaften“ und dem „wetteifernd-rivalisierenden“ Arbeitsstil ergeben¹⁵ (ebd., S. 97).

Die „egozentrisch-narzisstischen“ Arbeitssüchtigen wurden als Kind nicht „wichtig genommen“ oder sogar abgelehnt und wehren die dadurch entstandenen Minderwertigkeitsgefühle durch Größenphantasien ab (ebd., S. 98). Daraus resultiert ein extremes Bedürfnis nach Bewunderung und Anerkennung. Die Arbeit dient diesen Menschen der Selbstdarstellung und hat die Funktion, die Illusion von der eigenen Größe aufrecht zu erhalten. Der egozentrisch-narzisstische Mensch „hastet“ dabei von

¹³ Zur Psychodynamik der neurotischen Depression vgl. Mentzos, 1999, S. 183ff

¹⁴ Berger stützt sich dabei auf die Typologie von Rohrlich, die er u.a. mit Riemanns (1991) und Königs (1993) Persönlichkeitstypen verknüpft (Berger, 2000, S. 97).

¹⁵ Es können auch Überschneidungen dieser verschiedenen Arbeitsstile innerhalb einer Person auftreten. Die Patientin in einem Fallbeispiel von Berger hat z.B. eine „depressiv-narzisstische Persönlichkeitsstruktur“ und einen „depressiv-zwanghaften Arbeitsstil“ (Berger, 2000, S. 104).

einer Arbeit zur nächsten, um sich darstellen zu können, und er „arbeitet in der Regel weit mehr als gefordert und vielleicht nötig“ (ebd., S. 98).

Der „einsam-schizoide“ Arbeitssüchtige „ist getrieben von dem Wunsch nach verschmelzender Harmonie mit anderen bei gleichzeitiger Angst, dann seine eigene Identität zu verlieren“ (ebd., S. 99). Aus misstrauischer Angst vor Enttäuschung und zum Schutz seiner fragilen Persönlichkeitsgrenzen meidet er emotionale Beziehungen und konzentriert sich auf das Sachliche. Der Umgang mit der Arbeitszeit wird durch die sachliche Aufgabe und weniger durch subjektive Interessen bestimmt (ebd., S. 99).

Die „abhängig-depressiven“ Arbeitssüchtigen sind durch den starken Wunsch nach Nähe bzw. durch die Angst vor trennender Distanz zu anderen charakterisiert (ebd., S. 99f). Ihnen fehlt die Eigeninitiative: Sie lassen sich von ihrer Arbeit führen und passen sich bereitwillig fremden Anforderungen an. Harmonische Arbeitsbeziehungen und soziale Akzeptanz sind ihnen wichtiger als der Arbeitsgegenstand. Sie können „nur schwer Grenzen setzen“, werden oft mit ihrer Arbeit nicht fertig und haben in ihrer Freizeit „ein schlechtes Gewissen“, sodass sie sich auch hier „innerlich nicht von ihrer Arbeit trennen und sich nur schwer von ihren Belastungen erholen“ können (ebd., S. 100).

Die „wetteifernd-rivalisierenden“ Arbeitssüchtigen wurden häufig in der ödipalen Entwicklungsphase in „altersunangemessener Weise“ in die Beziehungsprobleme ihrer Eltern involviert (ebd., S. 101). Sie bleiben oft „mit den Vorbildern ihrer Kindheit“ identifiziert, „oder aber sie übernehmen ihnen aufgedrängte Rollen“ (ebd., S. 102). Dadurch entwickeln sie laut Berger keine stabile Identität. In der Arbeit sind sie von Neuem leicht begeistert, haben aber aufgrund der fehlenden inneren Stabilität kein Durchhaltevermögen und sind gelangweilt, sobald die ersten Schwierigkeiten auftreten. Sie benutzen die Arbeit „als Mittel, um sich möglichst effektiv durch die Darstellung eigener Arbeitsergebnisse vor anderen Respekt zu verschaffen“ (ebd., S. 102).

Die „kontrolliert-zwanghaften“ Arbeitssüchtigen haben ein übergroßes Sicherheitsbedürfnis, aus dem heraus eine Angst vor unkontrollierbaren Situationen, Unordnung, Veränderungen und Gefühlen entsteht (ebd., S. 100f). Daraus resultiert ein Arbeitsstil, der durch eine extreme Selbstbeherrschung und Disziplin, sowie durch eine Überbewertung „systematische(r) Ordnung, pedantische(r) Reglementierung und Kontrolle“ charakterisiert ist. Aufgrund des großen Kontrollbedürfnisses kann Arbeit schlecht an andere delegiert werden. Eigene Arbeitsprojekte werden oft nicht fertig, da der Perfektionismus, die Unsicherheit und die Angst vor Fehlern die dafür nötigen Entscheidungen blockieren (ebd., S. 101). Der „kontrolliert-zwanghafte“ Mensch „kann nur sehr schlecht abschalten, da er alles allein erledigen muss, er ist bei einer eklatanten Ineffizienz ständig im Dienst“ (ebd., S. 101).

Jeder dieser fünf persönlichkeitsbedingten Arbeitsstile kann laut Berger in bestimmten Berufsfeldern durchaus konstruktiv sein (ebd., S. 102). Ein zwanghafter Arbeitsstil kann z.B. „in der Buchhaltungsabteilung einer Bank wahrscheinlich berufliche Karrieren

begünstigen“ (ebd., S. 102). Zu einer arbeitssüchtigen ‚Entgleisung‘ kommt es erst dann, wenn sich die äußeren Arbeitsbedingungen so verändern, dass der Arbeitsstil nicht mehr passend ist (ebd., S. 102). Wenn z.B. der zwanghafte Buchhalter zum Abteilungsleiter befördert wird, muss er plötzlich Anforderungen erfüllen, „die ihn bei seinen persönlichkeitsbedingten Schwierigkeiten, Entscheidungen zu treffen, Kontrolle abzugeben, zu delegieren und Prioritäten zu setzen emotional chronisch überfordern“ (ebd., S. 103). Dieser Überforderung begegnet ein derart strukturierter Mensch mit einer verstärkten Zwanghaftigkeit und einem erhöhten Arbeitszeiteinsatz, „um doch noch die Kontrolle über das Zahlenwerk und seine Untergebenen zu behalten“. Daraus folgt laut Berger „ein zwanghaft arbeitssüchtiges Verhalten“, das mit psychischen und physischen Folgeschäden (Ängste, Verspannungen, etc.) einhergeht (ebd., S. 103).

Bergers Beschreibung der persönlichkeitsbedingten Arbeitsstile liefert verschiedene psychodynamische Gründe für übermäßiges Arbeiten. Die *Arbeitssucht* wird lediglich als Entgleisung dieser Arbeitsstile verstanden. Sie basiert also auch für Berger nicht auf einer suchtspezifischen Psychodynamik.

2.1.4.4 Die Theorie von Gross

Gross definiert Sucht generell als „unabweisbares Verlangen nach einem bestimmten Gefühls-, Erlebnis- und Bewußtseinszustand“, der durch psychotrope Substanzen oder durch „süchtig entgleiste Verhaltensweisen“ herbeigeführt werden kann (Gross, 1992, S. 13). Letztere können zu dem gewünschten Zustand führen, indem sie die Produktion körpereigener ‚Drogen‘ wie Endorphine oder Weckamine anregen (Gross, 1991, S. 11f., 107). Diese wirken ähnlich wie Morphinum: Sie lindern Angst und Schmerzen (ebd., S. 12). Für Gross stellt die Sucht eine Form der „Problemlösung“ dar, deren Basis häufig bereits in der Kindheit gelegt wird: Durch Modelllernen übernehmen die betroffenen Kinder die „süchtige Art und Weise“ der Konfliktlösung bzw. -vermeidung ihrer Eltern (Gross, 1992, S. 37). Durch Gewöhnung kann diese Art der ‚Problembewältigung‘ verfestigt werden, was dann zu psychischer und physischer Abhängigkeit und schließlich zur Sucht führen kann (Gross, 1991, S. 25ff.). Diese stellt für Gross einen „krankhaften Endzustand der Abhängigkeit von einer Droge, einem Genussmittel oder einer Verhaltensweise“ dar (ebd., S. 26).

Auch die Arbeitssucht beginnt ihm zufolge häufig damit, dass das Arbeiten die Funktion der Flucht vor der Auseinandersetzung mit einer unangenehmen Realität, wie z.B. Enttäuschungen oder Todesfälle von Angehörigen bekommt (ebd., S. 115). Erst wenn sich dieses zunächst hilfreiche Verhalten verfestigt und auf andere Bereiche ausdehnt, kommt es zur Arbeitssucht. Diese ist dadurch geprägt, dass seelische Konflikte oder Beziehungsschwierigkeiten grundsätzlich ‚gelöst‘ bzw. vermieden werden, indem die Betroffenen sich in ihre Arbeit stürzen (ebd., S. 100, 104).

Für die Arbeitssucht gibt es laut Gross vielfältige Ursachen, die er nicht näher erläutert, sondern nur kurz erwähnt bzw. aufzählt. So können z.B. Eltern, die selber ‚Arbeitstiere‘

waren oder bei denen ein positives Selbstwertgefühl und Anerkennung nur durch Arbeit und Leistung erreicht werden konnte, aber auch arbeitssüchtige Lehrer oder Vorgesetzte, mögliche Ursachen der Arbeitssucht sein (ebd., S. 115f). Diese Ursachen sind so unspezifisch, dass sie auch auf andere Formen des Vielarbeitens zutreffen können und kaum über Mentzels Theorie der „Identifikation mit einem tüchtigen Elternteil“ hinausgehen, auf die Gross sich ebenfalls bezieht (ebd., S. 116).

Gross vermischt in seinem Arbeitssuchtkonzept psychodynamische und lerntheoretische Erklärungsansätze. Er benennt einzelne psychodynamische Aspekte der Sucht (wie z.B. das Vermeiden von Konflikten), integriert diese aber nicht in ein komplexes psychodynamisches Suchtkonzept. So wird nicht deutlich, welcher Art die inneren Konflikte oder Beziehungsprobleme Arbeitssüchtiger sind, wie sie entstanden sind und inwiefern das süchtige Arbeiten scheinbar eine Lösung oder ein Vermeiden dieser Probleme ermöglicht. Eine stringente Erklärung der Entstehung und der spezifischen Psychodynamik der Arbeitssucht gelingt auch Gross nicht.

2.1.5 Zusammenfassung und Kritik

Die Definition und Diagnostik der Arbeitssucht erfolgt in den genannten Theorien vor allem anhand von deskriptiven Kriterien wie Symptomatik, Merkmalen von Arbeitssüchtigen und Verlauf der Arbeitssucht. Auf dieser Ebene ist es kaum möglich, Arbeitssüchtige von anderen exzessiven Vielarbeitern abzugrenzen, da diese ähnliche oder sogar gleiche Symptome, Merkmale und Folgeerkrankungen entwickeln können. Auch in den Theorien zur Entstehung und Psychodynamik der Arbeitssucht finden sich daher vor allem viele verschiedene neurotische und/oder persönlichkeitsbedingte Ursachen für einen inneren Zwang zum exzessiven Arbeiten. Eine spezifische Ursache und Psychodynamik *süchtigen* Arbeitsverhaltens wird bei Rohrlich und Berger gar nicht, bei Mentzel und Gross nur ansatzweise deutlich. Keine der Theorien orientiert sich an den jeweils aktuellen psychodynamischen Suchttheorien. Insgesamt vermitteln die Theorien keine schlüssige und widerspruchsfreie Erklärung der Arbeitssucht, was auch an den unterschiedlichen und zu wenig differenzierten Suchtkonzepten liegt: für Gross stellt die Arbeitssucht ein gelerntes Konfliktvermeidungsmuster dar, für Rohrlich und Berger eine Entgleisung neurotischen und/oder persönlichkeitsbedingten Arbeitsverhaltens und für Mentzel eine Kompensation eines oralen Defizits und eine Identifikation mit einem tüchtigen Elternteil.

Die Typologien von Rohrlich und Berger zeigen, dass die Symptomatik und der Verlauf der Arbeitssucht bei völlig unterschiedlich bedingtem Vielarbeiten auftreten können. Jemand, der aufgrund einer zwanghaften Persönlichkeitsstörung exzessiv arbeitet, entwickelt offenbar die gleichen ‚Suchtsymptome‘ wie jemand, der aufgrund eines Geltungsdrangs die Arbeit permanent zur Selbstdarstellung benötigt. Ein innerer Zwang zum Arbeiten kann also ganz unterschiedliche individuelle Ursachen haben. Zudem wird durch übermäßiges Arbeiten, wie auch bei anderen exzessiven Tätigkeiten (Extremsport,

übermäßiges Spielen), die Produktion körpereigener ‚Drogen‘ wie Adrenalin oder Endorphin angeregt. Dies führt dazu, dass die Betroffenen sich zum einen schlecht entspannen oder nicht aufhören können zu arbeiten, weil sie dann körperliche Entzugssymptome entwickeln. Zudem wird das Schmerzempfinden betäubt, sodass die Folgeschäden des Vielarbeitens lange unbemerkt bleiben können. Es handelt sich also bei einigen ‚Symptomen‘ der Arbeitssucht um generelle Begleiterscheinungen eines exzessiven Arbeitens, die nichts über dessen Ursachen oder tiefere Psychodynamik aussagen.

2.2 Arbeitssucht aus sozioökonomischer und arbeitssoziologischer Sicht

Neben den genannten psychologischen Arbeitssuchttheorien gibt es auch Theorien, in denen Arbeitssucht nicht als ein isoliertes, rein individuelles Problem verstanden wird, sondern davon ausgegangen wird, dass gesellschaftliche und arbeitsstrukturelle Faktoren die Entstehung dieser Krankheit begünstigen bzw. mit bedingen (Heide, 2003, S. 19). Im Folgenden wird zunächst die sozioökonomische Theorie von Heide dargestellt, die von einem Zusammenhang zwischen der Entstehung und Entwicklung der modernen Arbeitsgesellschaft und der Arbeitssucht ausgeht (vgl. Heide, 1999; 2001; 2003). Daran anschließend wird die These des Arbeitssoziologen Peter erläutert, dass neue, postfordistische¹⁶ Arbeitsformen und deren Auswirkungen einen strukturellen Nährboden für Arbeitssucht schaffen (vgl. Peter, 2003; 2003b).

2.2.1 Arbeitssucht und Arbeitsgesellschaft: Die Theorie von Heide

2.2.1.1 Die gewaltsame Durchsetzung der modernen Arbeitsgesellschaft

Die Durchsetzung der modernen Arbeitsgesellschaft¹⁷ und der damit verbundenen Bereitschaft der Lohnabhängigen zur Selbstbeherrschung und Arbeitsdisziplin ist laut Heide eine „Geschichte der gewaltsamen Brechung von immer neuem Widerstand und damit eine Folge immer neuer Niederlagen“ (Heide, 2003, S. 19). Diese begann bereits im 14. Jahrhundert in England mit den ersten ‚Statutes of Laborers‘, in denen körperliche Gewalt zur Erpressung von Lohnarbeit legitimiert wurde und erstreckte sich über mehrere Jahrhunderte (ebd., S. 25).

Die Arbeit in der Feudalgesellschaft war von einer aufgabenbezogenen, unsteten Zeiteinteilung geprägt, wobei nicht über das zum Überleben notwendige Maß hinaus gearbeitet wurde und je nach den Erfordernissen der Natur Phasen intensiven Arbeitens mit solchen des Müßiggangs abwechselten (Heide, 2003, S. 20f). Die Einführung der

¹⁶ Postfordistische Arbeitsformen sind laut Peter u.a. gekennzeichnet durch eine Integration der Marktökonomie in die Produktionsökonomie, neue Managementkonzepte, flache Hierarchien, Dezentralisierung von Entscheidungen und einer Identifikation der Beschäftigten mit Unternehmen und Betrieb (Peter, 2003, S.173, in Anlehnung an Boyer, 1992)

¹⁷ Heide skizziert diesen historischen Prozess, wobei er sich hauptsächlich auf zeitgenössische Wissenschaftler wie Thompson (1980; 1987) und Dreßen (1982) bezieht, aber auch auf frühere Schriften wie die von Ure (1835) und Marx (1973 [1867]). Diese Entwicklung kann hier nicht ausführlicher dargestellt werden (vgl. hierzu Heide, 2003, S. 19-33).

kapitalistischen Produktionsweise ging laut Heide mit einer „Zersetzung“ dieser alten Gesellschaft und mit der „Auflösung der grundlegenden Lebenszusammenhänge“ einher (ebd., S. 23f). Die Lohnarbeiter/innen wurden von ihren Arbeitgebern durch zum Teil brutale körperliche Gewalt zu Arbeitszeiten und Arbeitsleistungen außerhalb ihrer gewohnten sozialen Umgebung gezwungen, die ihrem bisherigen Lebens- und Arbeitsrhythmus nicht entsprachen (ebd., S. 25). Dieser „Periode offenen Terrors“ folgten einige Jahrhunderte, in denen, unterstützt durch Arbeits- und Industrieschulen, ein Erziehungsprozess einsetzte (ebd., S. 26): Dessen Ziel war es, den Arbeiter/innen trotz deren zunächst erbitterten Widerstandes eine „ausbeutbare Auffassung von Arbeitsdisziplin zu vermitteln“ (ebd., S. 23). Diese war notwendig, um den Wert der Arbeitskraft steigern zu können und wurde zur Grundlage der „Schaffung des Kapitalismus, d.h., der Arbeitsgesellschaft“ (ebd., S. 23f).

2.2.1.2 Die Identifikation mit dem Arbeitsparadigma als kollektive Traumafolge

Heide geht in seiner Theorie der Frage nach, „wie der ursprünglich äußere Zwang internalisiert wurde, wie es also zur inneren Akzeptanz“ dieser Arbeitsdisziplin kam, auf der die heutige Arbeitsgesellschaft basiert (ebd., S. 29).¹⁸ Seine These ist, dass die oben skizzierten gewaltsamen gesellschaftlichen Umwälzungen, die keinen Widerstand zuließen, zu einem „kollektiven Trauma“ führten (ebd., S. 30f). Eine traumatisch erlebte Aggression kann wiederum „von dem Opfer oft nur mit einer identifikatorischen Annahme der Unterwerfung unter die überwältigende Macht psychisch bewältigt werden“ (ebd., S. 31). Heide bezieht sich damit auf das psychoanalytische Konzept der „Identifikation mit dem Aggressor“ von Ferenczi (1933). Dieser hat die Beobachtung gemacht, dass Kinder, die von ihren Eltern körperlich oder psychisch missbraucht werden, nicht mit Ablehnung und Ekel reagieren, sondern „mit ängstlicher Identifizierung und Introjektion des Bedrohenden oder Angreifenden“ (Ferenczi, 1933, S. 309). Dies liegt daran, dass ihre Persönlichkeit in dieser Entwicklungsphase „noch zu wenig konsolidiert“ ist, um sich zu wehren (ebd., S. 308). Stattdessen entwickeln sie laut Ferenczi eine große Angst und unterwerfen sich, „sich selbst ganz vergessend“, dem Willen und den Bedürfnissen des Angreifers (ebd., S. 308).

Auch bei Erwachsenen kann es laut Heide aufgrund von Gewalterfahrungen, die als so überwältigend erlebt werden, „dass Gegenwehr wie Weglaufen gänzlich ausgeschlossen“ scheint, zu solchen Bewältigungsstrategien kommen¹⁹ (Heide, 2003, S. 34). In diesen Fällen ist der Aggressor oft eine „anonyme überwältigende Macht“, sodass hier eine Identifikation mit dem ganzen System stattfindet, „das als siegreich aus der Situation hervorgegangen ist“ (ebd., S. 33f, in Anlehnung an Schmidbauer, 1998, S. 84). Die Verinnerlichung des Arbeitsparadigmas und die Identifikation mit der Arbeit

¹⁸ Er findet in den bisherigen historischen Darstellungen dieses Prozesses keine befriedigende Antwort auf diese Frage (ebd., S. 29).

¹⁹ Dies rückte insbesondere durch die gut dokumentierten Traumafolgen amerikanischer Veteranen des Vietnamkrieges ins öffentliche Bewusstsein (Heide, 2003, S. 32, Fußnote).

interpretiert Heide vor diesem Hintergrund als eine „Identifikation mit dem Aggressor“. Das kollektive Trauma, das durch die überwältigend erlebte Durchsetzung des Arbeitsparadigmas entstand, wurde ihm zufolge durch die Unterwerfung unter das ‚siegreiche‘ System bewältigt (ebd., S. 31ff). Da es sich hierbei um eine Identifikation mit fremden Interessen handelt, kann dieser Prozess langfristig zu einer Entfremdung vom eigenen Selbst führen, in deren Folge „die fremden Bedürfnisse schließlich für die ureigensten gehalten werden“ (Heide, 2003, S. 32). Die mit der Selbstentfremdung verbundenen Ängste werden an die nächste Generation weitergegeben, wobei nun die Eltern für ihre Kinder selbst zum Trauma werden können (ebd., S. 35).

2.2.1.3 Arbeitssucht als individuelle Traumafolge

Die kollektive Identifikation mit dem kapitalistischen Arbeitsparadigma und die daraus resultierende Angst und Selbstentfremdung betrachtet Heide als eine Ursache für die individuelle Entwicklung einer Sucht (Heide, 2001, S. 8). Sucht definiert er in Anlehnung an Schaef (1998, S. 183) als einen Zustand des zwanghaften Getriebenseins, bei dem versucht wird, eine als schmerzhaft empfundene Realität nicht spüren zu müssen (Heide, 2003, S. 37). Der Gebrauch eines Suchtmittels hat ihm zufolge eine ähnliche Funktion wie die psychische Reaktion auf ein Trauma: Es kommt zu einer „Bewusstseinsveränderung“, die einen Schutz „vor dem angstbesetzten Kontakt mit unseren Gefühlen“ darstellt (Heide, 2003, S. 37, in Anlehnung an Hermann, 1993). Dadurch verstärkt sich die Selbstentfremdung und das ständige Gefühl eines „Mangels“: Die eigenen Bedürfnisse werden nicht mehr wahrgenommen und können somit auch nicht befriedigt werden (Heide, 2003, S. 37). Sucht stellt für Heide also den Versuch dar, die Entfremdung von den eigenen Gefühlen, die durch die Unterwerfung unter das kapitalistische System entstehen kann, nicht zu spüren. Sie führt allerdings langfristig zu einem „körperliche(n) und seelische(n) Verfall als Folge sowohl der unmittelbaren körperlichen Wirkungen der zugeführten oder körpereigen produzierten Stoffe, als auch der seelischen Nicht-Verarbeitung des ursprünglichen Problems und des süchtigen Verhaltens selbst“ (ebd., S. 37).

Zur spezifischen Ursache für die Entwicklung einer *Arbeitssucht* kann die Identifikation mit dem Arbeitsparadigma laut Heide werden, wenn die betroffenen Eltern, „deren Leben selbst durch Angst und Verdrängung gekennzeichnet ist“, nicht in der Lage sind, auf die Bedürfnisse ihrer Kinder angemessen zu reagieren. Diese entwickeln dann ebenfalls ein „grundlegendes Gefühl tiefer Unsicherheit“ und Angst (Heide, 1999, S. 10). Als Überlebensstrategie lernen sie, Rollen zu spielen und hören auf, „sich an den eigenen Bedürfnissen zu orientieren“ (Heide, 2003, S. 38). Stattdessen entwickeln sie eine Leistungsorientierung im Hinblick auf eine Anpassung an die „Erwartungen derer, auf die sie angewiesen sind“. Diese sind wiederum von dem gesellschaftlichen Arbeitsparadigma geprägt (ebd., S. 38). Dieses „Leistungsmuster“ führt laut Heide besonders dann zur Arbeitssucht, wenn es in der Kindheit und Jugend entweder immer

wieder „durch das unmittelbare soziale Umfeld“ bestätigt wird, oder wenn Leistungsversuche häufig scheitern und dadurch dazu führen, dass Arbeit, die vor einem liegt, ein Gefühl des Gelähmtseins auslöst, das zum „Nicht-anfangen-Können“ führt (ebd., S. 39).

2.2.1.4 Von Arbeitssucht betroffene Berufsgruppen

Eine wichtige strukturelle Voraussetzung für das Entstehen einer Arbeitssucht im Berufsleben ist laut Heide die Verfügbarkeit der Arbeit als Suchtmittel, die besonders in Berufen gewährleistet ist, in denen es „wenig Einschränkungen“ gibt, sodass die Betroffenen „ihre Sucht (...) extensiv ausleben“ können (ebd., S. 41f). Dies gilt zum einen für Berufsgruppen, bei denen entweder Macht, Ansehen und/oder das Einkommen vom jeweiligen Arbeitseinsatz abhängen (z.B. Manager/innen, Politiker/innen, Künstler/innen, selbständige Handwerker/innen oder Bauern). Zum anderen betrifft dies laut Heide formal Unselbständige, bei denen der Arbeitseinsatz „weder quantitativ noch qualitativ klar messbar ist“ und bei denen die Arbeit vorrangig der „Bestätigung ihres Selbstbildes“ dient (z.B. Pfarrer, Lehrer/innen und Sozialarbeiter/innen) (ebd., S. 41f).

Diese Berufsgruppen, die besonders von Arbeitssucht betroffen sind, haben sich laut Heide in den letzten beiden Jahrzehnten in Europa und Nordamerika stark verbreitet (ebd., S. 42). Dies liegt daran, dass vor allem durch den sich ausweitenden Dienstleistungssektor, aber auch durch neue Organisationskonzepte im Produktionsbereich, Arbeitsformen zugenommen haben, die u.a. durch erweiterte Handlungs- und Entscheidungsspielräume und durch die Abschaffung fester und damit begrenzter Arbeitszeiten gekennzeichnet sind (ebd., S. 43ff).²⁰ Dadurch wird Heide zufolge die Arbeit für immer mehr Berufsgruppen als Suchtmittel verfügbar, sodass die Arbeitssucht zu einem „Massenphänomen“ wird (ebd., S. 43). Wenn die Arbeit von den bisher genannten Berufsgruppe als Suchtmittel eingesetzt wird, hat sie eine eher stimulierende Wirkung (ebd., S. 42). Sie kann aber Heide zufolge auch von Lohnarbeiter/innen eingesetzt werden, die über lange Jahre hinweg „viel und intensive anhängige Arbeit mit geringen Entscheidungsspielräumen“ leisten müssen und nicht entfliehen können. In diesem Fall wird sie als sedatives Suchtmittel eingesetzt, um die mit der „Reduzierung der Lebendigkeit“ einhergehende Frustration nicht fühlen zu müssen (ebd., S. 42).

2.2.1.5 Zusammenfassung und Kritik

Heide skizziert in groben Zügen einen Zusammenhang zwischen der gewaltsamen Durchsetzung der Arbeitsgesellschaft und der individuellen Entwicklung von Arbeitssucht. Plausibel ist seine These, dass eine Identifikation mit dem Arbeitsparadigma zu einem selbstschädigenden Vielarbeiten und zu einer Entfremdung von den eigenen Bedürfnissen führen kann, auch wenn unwahrscheinlich ist, dass diese Selbst-

²⁰ Zum Zusammenhang von Arbeitssucht und neuen Arbeitsformen vgl. die Theorie von Peter (2003; 2003b) im Kapitel 2.2.2.

entfremdung alle Beschäftigten gleichermaßen betrifft.²¹ Es ist auch nachvollziehbar, dass Eltern aufgrund dieser Identifikation oft eine extreme Leistungsorientierung an ihre Kinder weitergeben, anstatt auf deren Bedürfnisse einzugehen. Dass eine Leistungsorientierung wiederum die Wahl des Suchtmittels Arbeit (bei bereits bestehender Suchtdisposition) fördert, ist ebenfalls denkbar.

Warum jedoch die Selbstentfremdung, die mit dem verinnerlichten Arbeitsparadigma einhergeht, zur Sucht führen kann, wird bei Heide nur ansatzweise erklärt. Dies liegt daran, dass er seiner Theorie kein differenziertes Suchtmodell zugrunde legt, das die komplexe Psychodynamik und die individuellen Ursachen der Sucht ausreichend erklären kann. Sein Suchtkonzept bleibt weitgehend deskriptiv, auf der Ebene der Symptome bzw. Merkmale (Verleugnung der Sucht, Zwanghaftigkeit, Anlegen von Arbeitsvorräten, Unehrllichkeit, Rücksichtslosigkeit und Selbstisolation) und des Suchtverlaufs (Heide, 2001, S. 4ff). Er erwähnt lediglich *eine* psychodynamische Funktion der Sucht: sie soll eine „Bewusstseinsveränderung“ bewirken, um den Schmerz über die Selbstentfremdung und die dadurch unbefriedigten eigenen Bedürfnisse nicht fühlen zu müssen. Es wird nicht erklärt, *warum* diese süchtige Art der ‚Bewältigung‘ gewählt wird. Es wird auch nicht deutlich, warum der eine Mensch aufgrund der äußeren Bedingungen süchtig wird, ein anderer jedoch nicht. Die Ursache hierfür muss in der jeweils individuellen psychischen Struktur liegen, die in Heides Modell nicht näher fokussiert wird. Er führt zwar auch individuelle Ursachen der Sucht an (Angst und Selbstentfremdung); diese sind jedoch recht unspezifisch und können vielen psychischen Krankheiten zugrunde liegen.

Heide zufolge sind besonders diejenigen Berufsgruppen von Arbeitssucht betroffenen, bei denen eine formal nicht begrenzte Arbeitszeit mit einer hohen intrinsischen Arbeitsmotivation und/oder mit einem verstärkten äußeren Arbeitsdruck verknüpft ist. Diese äußeren Arbeitsbedingungen oder inneren Motivationen führen zunächst lediglich dazu, dass diese Menschen besonders viel arbeiten. Warum diese Arbeitsbedingungen zu *süchtigem* Arbeiten führen können, bleibt unklar. Die Verfügbarkeit der Arbeit scheint für Heide offenbar kein notwendiges Kriterium für suchtfördernde Arbeitsbedingungen zu sein, da er davon ausgeht, dass auch weitgehend fremdbestimmte abhängige Lohnarbeit ohne Gestaltungsmöglichkeiten zur Arbeitssucht führen kann. Insgesamt kann Heide aufgrund seines weitgehend deskriptiven Suchtbegriffs nicht zwischen gesellschaftlichen oder arbeitsstrukturellen und süchtigen Ursachen des Vielarbeitens unterscheiden.

2.2.2 Arbeitssucht und neue Arbeitsformen: Die Theorie von Peter

Peter geht aufgrund der bisherigen Hinweise in der Arbeitssuchtliteratur davon aus, dass die von Arbeitssucht besonders betroffenen Beschäftigtengruppen überwiegend

²¹ Sie wird sowohl von der individuellen psychischen Struktur, als auch von der jeweiligen Arbeitstätigkeit abhängen, wie noch zu zeigen sein wird (vgl. Kapitel 4).

„Beschäftigte in qualifizierten, anspruchsvollen Berufen mit hohen dispositiven, kreativen und reflexiven Arbeitsanteilen“ sind (Peter, 2003, S. 110). Hierzu zählen z.B. Ingenieure, DV-Spezialisten und Informatiker, aber auch Beschäftigte im Bank- und Versicherungswesen, im pädagogischen Bereich, in den Medien und in der Wissenschaft (ebd.).²²

Da diese oft in neuen, postfordistischen Formen der Arbeit beschäftigt sind, geht Peter der Frage nach, ob und inwieweit diese und der damit verbundene Formwandel der Arbeitskraft „für psycho-pathogene Veränderungen des Arbeitsverhaltens strukturell günstige Voraussetzungen schaffen“ (Peter, 2003, S. 106). Er bezieht sich dabei im Wesentlichen auf die arbeitssoziologische Diskussion um die neuen Arbeitsformen, insbesondere auf das Konzept des Arbeitskraftunternehmers von Voß und Pongratz, das im Folgenden zusammenfassend dargestellt wird.

2.2.2.1 Merkmale des Arbeitskraftunternehmers

Die ökonomischen Veränderungen der 80er und 90er-Jahre des 20. Jahrhunderts, die u.a. durch einen verschärften globalen Wettbewerb und eine starke Ausweitung der Dienstleistungstätigkeiten gekennzeichnet sind, haben viele Unternehmen zu erheblichen betrieblichen Reorganisationsprozessen veranlasst (Voß/Pongratz, 1998, S. 133). Um Kosten zu sparen, das Leistungsvolumen der Mitarbeiter zu steigern und „betriebliche Reaktionspotenziale“ systematisch zu erweitern, aber auch um den Anforderungen der neuen Dienstleistungstätigkeiten gerecht werden zu können, wurde eine Erweiterung der Eigenverantwortung und der Selbstorganisation der Arbeitenden und ein damit verbundener Abbau direkter Kontrollmechanismen nötig²³ (ebd., S. 138). Die Steigerung der Arbeitsleistung wird dabei indirekt im Sinne einer „Rahmensteuerung“ (z.B. durch Zielvereinbarungen) nach wie vor von betrieblicher Seite aus sichergestellt und kontrolliert (ebd., S. 139). Dies hat zu einer Reihe von neuen abhängigen und (schein)selbstständigen Arbeitsformen geführt, die durch eine „hoch ambivalente() betrieblich ‚fremdorganisierte() Selbstorganisation‘“ gekennzeichnet sind (ebd., S. 134ff).

Ziel der partiell erweiterten Handlungsspielräume und der Selbstorganisation ist es, die Lösung des Transformationsproblems, das für das Unternehmen darin besteht, die Arbeitskraft in eine möglichst hohe Arbeitsleistung zu transformieren, systematisch in die Arbeitnehmer selbst zu verlegen (Voß/Pongratz, 1998, S. 138). Diese werden dazu veranlasst, „im Sinne des über ihre Arbeitskraft verfügenden Unternehmers zu denken und zu handeln und entsprechenden disziplinierenden Zwang über sich auszuüben“

²² Er bezieht sich dabei u.a. auf die Studie von Poppelreuter, 1997, und auf Fallbeispiele bei Gross, 1991 und Schwochow, 1999.

²³ Dabei wird an die Strategien der „Human Resources- und Flexibilisierungskonzepte()“ der 70er und 80er-Jahre des 20.Jhdts angeknüpft, die die Selbstverantwortung und -organisation der Arbeitenden in Teilbereichen förderten und direkte Kontrollen einschränkten, insgesamt jedoch tendenziell der „Kontrollphilosophie“ der traditionellen tayloristischen und fordistischen Arbeitsorganisation verhaftet blieben (Voß/Pongratz, 1998 S.137f).

(ebd., S. 137ff). Es entsteht dadurch laut Voß und Pongratz ein neuer Typus des Arbeitnehmers, den sie als ‚Arbeitskraftunternehmer‘ bezeichnen, da er zum Unternehmer seiner eigenen Arbeitskraft wird (Voß/Pongratz, 1998, S. 132). Dieser ist durch folgende Merkmale gekennzeichnet:

- Erweiterte Selbst-Kontrolle: „*aktive Selbst-Steuerung und Selbst-Überwachung der eigenen Arbeit* im Sinne allgemeiner Unternehmenserfordernisse (...) bei nur noch rudimentären Handlungsvorgaben“ (Voß/Pongratz, 2000, S. 231).
- Forcierte Selbst-Ökonomisierung: die eigene Arbeitskraft wird aktiv und effizienzorientiert individuell weiterentwickelt und vermarktet (ebd., S. 232).
- Verstärkte Selbst-Rationalisierung und Verbetrieblichung des Lebens: eine systematisch erwerbsorientierte Durchgestaltung des gesamten Lebens führt zur zweckgerichteten Rationalisierung des Privatlebens und zur Aufhebung der Trennung von Arbeit und Freizeit (ebd., S. 233).

An diesen Merkmalen wird deutlich, dass insgesamt in den neuen Arbeitsformen eine Verlagerung von „betrieblicher Fremdherrschaft in Selbstbeherrschung“ stattfindet (Voß/Pongratz, 1998, S. 151). Gleichzeitig nimmt auch das Identifikationspotenzial der Arbeit zu: Die erweiterten Gestaltungsspielräume der neuen Arbeitsformen entsprechen den Bedürfnissen vieler Beschäftigter nach mehr Selbstbestimmung und sinnvolleren Arbeitstätigkeiten, die sich im Zuge des sogenannten Wertewandels herausgebildet haben (ebd., S. 135).

2.2.2.2 Das Suchtpotenzial der neuen Arbeitsformen

Peter stellt die These auf, dass die neuen Arbeitsformen und ihre Auswirkungen auf die Arbeitnehmer die Entstehung von Arbeitssucht strukturell begünstigen (Peter, 2003, S.106ff; 2003b, S. 182ff). Dies führt er insbesondere auf die damit verbundene „Subjektivierung der Arbeit“ zurück (Peter, 2003b, S. 173f). Damit ist zum einen gemeint, dass subjektive Potenziale der Arbeitnehmer (soziale Kompetenz, Kreativität, etc.) betrieblich verwertet werden und die Selbstregulation der Arbeitstätigkeit gefördert wird (ebd., S. 174). Zum anderen wird das Verhältnis der Beschäftigten zu ihrer Arbeit subjektiver: Dies zeigt sich in einer intrinsischen Arbeitsmotivation, einer hohen inhaltlichen Identifikation mit der Arbeitstätigkeit und einer Zentrierung der gesamten Lebensführung – auch der Privatsphäre – auf die Erfordernisse der Arbeit (ebd., S. 174). Diese Merkmale der neuen Arbeitsformen können laut Peter aus verschiedenen Gründen einen Nährboden für Arbeitssucht darstellen.

Zum einen geht er davon aus, dass die Anreize zur intrinsischen Motivation und zur Kreativität durch die erweiterten Gestaltungsspielräume und inhaltlich anspruchsvollen Tätigkeiten zu einer „gesteigerten subjektiven Erlebnisintensität“ bei der Arbeit führen, die „bis zum Punkt euphorischer Bewusstseinszustände“ gehen kann (ebd., S. 182; vgl. Peter, 2003). Dadurch kann die Arbeit ihm zufolge „eine suchtverursachende Wirkung“

haben (Peter, 2003b, S. 182).²⁴ Laut Peter kann eine Arbeit, „die keine intrinsischen, emotional besetzbaren, kreativen und identifizierungsfähigen Seiten aufweist“, nicht zur Arbeitssucht führen, da sie kein intensives Erleben ermöglicht (Peter, 2003, S. 108).²⁵ Eine weitere „gesetzmäßige Folge“ der veränderten Arbeitsbedingungen ist „eine massive Tendenz zur Entgrenzung von Arbeitsleistung und zur Maßlosigkeit in der Verausgabung der Arbeitskraft“ (Peter, 2003b, S. 181). Auch hier sieht Peter einen strukturellen Nährboden für Arbeitssucht. Die „Rastlose Hingabe an die Berufstätigkeit bei gleichzeitiger Mobilisierung aller individuellen Leistungsreserven“ ist dabei kein Ausnahmefall, sondern eine „systemisch induziert(e)“ Erscheinung (ebd.). Dies gilt auch für die „Selbstunterwerfung des eigenen Lebens unter die Prioritäten des Wettbewerbs“ (ebd., S. 181), die ebenfalls ein Merkmal des Arbeitskraftunternehmers, also eine Folge der Arbeitsbedingungen ist. Peter sieht daher eine „Affinität“ der Merkmale des Arbeitskraftunternehmers „zu krankhafter, suchtspezifischer Verabsolutierung der Arbeit zum einzigen Lebensinhalt“ (Peter, 2003, S. 111).

Als suchtfördernd bezeichnet Peter auch die Ambivalenz des Arbeitskraftunternehmers, die durch „widersprüchliche Verknüpfungen“ von Leistungsanreizen durch Gestaltungsautonomie und einem verstärkten Arbeitsdruck entstehen (Peter, 2003, S. 110f.). Daraus ergibt sich, dass sowohl die subjektive Arbeitszufriedenheit als auch die Stresssymptome zunehmen: Die Betroffenen empfinden ihre Arbeit als „Wechselbäder von High-Gefühlen, Euphorie und Arbeitsfanatismus einerseits, Leistungsangst, sinkendem Selbstwertgefühl, depressiven Stimmungen und Selbstisolierung andererseits“ (ebd., S. 110f, in Anlehnung an Glißmann/Peters, 2001).

2.2.2.3 Zusammenfassung und Kritik

Neue, postfordistische Arbeitsformen fördern durch die Erweiterung der Handlungsspielräume und das Prinzip der Selbstorganisation eine Subjektivierung der Arbeit, die sich u.a. in einer verstärkten Identifikation mit der Arbeit, einer intrinsischen Arbeitsmotivation und einer Selbstrationalisierung zeigt. Da gleichzeitig oft der Arbeitsdruck durch eine indirekte Rahmensteuerung massiv erhöht wird, kommt es zu Symptomen, die denen der Arbeitssucht – wie sie oben definiert wurde – ähnlich sind:

- Der Zwang zur Ökonomisierung des Privatlebens in Bezug auf die Erwerbsarbeit führt zu einer Zentralität der Arbeit im Leben, die als Symptom der Arbeitssucht gilt.
- Die massive Leistungsverausgabung, die durch die verschärften äußeren Anforderungen mobilisiert wird, führt zu einem selbstschädigenden exzessiven Arbeiten, das auch als Symptom der Arbeitssucht genannt wurde.
- Die Identifikation mit der Arbeit führt zu einer Internalisierung des äußeren Zwangs zur Leistungsverausgabung, sodass die Betroffenen aus einem verinnerlichten

²⁴ Er bezieht sich dabei auf die oben genannte Theorie von Gross, nach der die Sucht durch ein „unabweisbares Verlangen nach einem bestimmten Gefühls-, Erlebnis- und Bewusstseinszustand“ (Gross, 1992, S. 13) bestimmt wird.

²⁵ In diesem Punkt unterscheidet Peters Auffassung sich von Heides Theorie, da laut Heide auch einschränkende abhängige Lohnarbeit zur Arbeitssucht führen kann.

äußeren Zwang heraus handeln. Dieser hat Ähnlichkeit mit dem inneren Zwang zu Arbeiten, der als Symptom der Arbeitssucht beschrieben wurde.

- Die erhöhte Arbeitsdichte und -komplexität und die intrinsische Motivation können laut Peter zu einer verstärkten Erlebnisintensität bei der Arbeit führen. Ein verändertes Erleben kann Gross zufolge das Ziel arbeitssüchtigen Verhaltens sein.

Objektive Arbeitsbedingungen können demnach dazu führen, dass die Betroffenen ein ähnliches Verhalten und Erleben entwickeln wie es als charakteristisch für Arbeitssüchtige gilt. Peter folgert daraus, dass die neuen Arbeitsformen die Entstehung einer Arbeitssucht auslösen oder fördern können. Da er seiner Theorie kein psychodynamisches Suchtkonzept, sondern nur einzelne deskriptive Suchtkriterien zugrundelegt, kann er diese These nur an der Ähnlichkeit der Symptomatik festmachen. Es ist jedoch nicht nachvollziehbar, wie und warum eine Arbeitssucht durch das Induzieren arbeitssuchtähnlicher Symptome ausgelöst werden kann. Nach dieser Theorie müssten alle Menschen, die in den neuen Arbeitsformen arbeiten, arbeitssüchtig sein, da das Auftreten von Suchtsymptomen, wie Peter betont, eine „gesetzmäßige Folge“ dieser Arbeitsbedingungen ist (s.o.). Wenn es jedoch – wovon auszugehen ist – auch Menschen gibt, die unter den beschriebenen Arbeitsbedingungen arbeiten und *nicht* arbeitssüchtig werden, können diese anhand von Peters deskriptiver Theorie nicht von süchtig Arbeitenden abgegrenzt werden.

Bei Peter wird also nur deutlich, *dass* es einen Zusammenhang oder eine Ähnlichkeit zwischen den neuen Arbeitsformen und der Arbeitssucht gibt, ohne dass er dieses Phänomen erklären kann. Folgende Hypothesen hierzu wären z.B. denkbar:

- Arbeitssucht und neue Arbeitsformen sind zwei unterschiedliche, voneinander unabhängige Erklärungen dafür, dass Menschen in selbstschädigender Weise exzessiv arbeiten und die Arbeit verabsolutieren.
- Kollektive Arbeitssucht war die Voraussetzung dafür, dass die neuen Arbeitsformen entstehen konnten.
- Die neuen Arbeitsformen führen einerseits zu ähnlichen Symptomen wie die Arbeitssucht. Andererseits machen sie die Arbeit als Suchtmittel verfügbar und attraktiv und bieten damit auch einen strukturellen Nährboden für Arbeitssucht.

Um zu klären, ob und welche Hypothese/n davon zutreffend sind und warum, bedarf es eines tieferen Verständnisses der Sucht bzw. der Arbeitssucht, das über eine reine Beschreibung von Symptomen hinausgeht.

2.3 *Fazit*

In den oben dargestellten Arbeitssuchttheorien werden viele verschiedene psychische, aber auch sozioökonomische und arbeitsstrukturelle Gründe für die Entstehung von Arbeitssucht genannt:

- Die Identifikation mit einem tüchtigen Elternteil.
- Verschiedene neurotische Bedürfnisse

- Die Entgleisung persönlichkeitsbedingter Arbeitsstile.
- Ein gelerntes Problemvermeidungsverhalten (Flucht vor Konflikten).
- Die Identifikation mit dem Arbeitsparadigma (Aggressor) und die damit verbundene Selbstentfremdung und Leistungsorientierung.
- Neue Arbeitsformen, bei denen Gestaltungsspielräume und eine Subjektivierung der Arbeit mit massiv verstärktem äußerem Leistungsdruck einhergehen.

Gemeinsam ist diesen Faktoren, dass sie alle dazu führen können, dass Menschen so exzessiv arbeiten, dass sie sich selbst schädigen, dass ihre Arbeit zum Lebensmittelpunkt wird und private Interessen und Beziehungen vernachlässigt werden, dass psychische und physische Folgeschäden auftreten und dass u.a. aufgrund der körperlichen Gewöhnung an den hohen Adrenalinspiegel Entzugssymptome beim plötzlichen Nicht-Arbeiten auftreten. Darüber hinaus liegt in allen genannten Fällen ein innerer Zwang zum Arbeiten vor, der entweder auf einer neurotischen oder Persönlichkeitsstörung, auf einem erlernten Verhalten oder auf einem verinnerlichten äußeren Zwang basiert.

Da alle dieser aus unterschiedlichsten Gründen exzessiv arbeitenden Menschen Suchtsymptome²⁶ entwickeln können, wird von den betreffenden Autoren davon ausgegangen, dass es sich in all diesen Fällen um eine *Arbeitssucht* handelt. Dabei wird implizit vorausgesetzt, dass es keine spezifische und komplexe Psychodynamik der Sucht gibt oder zumindest wird keine benannt. Stattdessen wird die Sucht vor allem als eine Akkumulation bestimmter Symptome verstanden, der verschiedenste psychische Störungen und äußere Zwänge zugrunde liegen können. Sucht wird also hauptsächlich auf der deskriptiven Ebene der Symptomatik und des Verlaufs definiert und diagnostiziert. Es konnte gezeigt werden, dass eine Abgrenzung süchtigen Arbeitens von anders verursachtem Vielarbeiten – vorausgesetzt, dass es *beides* gibt – auf dieser Grundlage nicht möglich ist.

Es gelingt den genannten Arbeitssuchttheorien, sowohl die Psychodynamik neurotisch oder persönlichkeitsbedingten Vielarbeitens, als auch sozioökonomische und arbeitsstrukturelle Ursachen für selbstschädigendes exzessives Arbeiten nachvollziehbar zu erklären. Es ist jedoch fraglich, ob es sich

- a) bei all diesen Phänomenen, die diese Theorien auf der Grundlage eines uneinheitlichen, deskriptiven und unspezifischen Suchtbegriffs als *Arbeitssucht* bezeichnen, tatsächlich um eine Sucht handelt, und ob

²⁶ In den dargestellten Theorien wird oft nicht explizit erläutert, nach welcher Suchtdefinition die genannten Symptome als suchtspezifisch gelten. In einigen neueren Arbeitssuchttheorien werden Suchtsymptome in Anlehnung an die internationalen Diagnosekriterien für Substanzabhängigkeit definiert (vgl. z.B. Breitsamer/Reiners-Kröncke, 1997; Poppelreuter & Evers, 2000). Zu diesen zählen Entzugssymptome, Kontrollverlust, Einschränkung anderer wichtiger Aktivitäten zugunsten des Substanzgebrauchs und fortgesetzter Substanzgebrauch trotz körperlicher oder psychischer Folgebeschwerden, wie sie auch von den dargestellten Arbeitssuchttheorien als Symptome der *Arbeitssucht* beschrieben werden (vgl. DSM-IV-TR, 2003, S.237).

b) die Diagnostik der Arbeitssucht auf der symptomatischen Ebene sinnvoll und nötig ist oder ob sie auch auf der Basis spezifischer psychodynamischer Suchtkriterien erfolgen kann und sollte.

Um diese Fragen beantworten zu können, wird im nächsten Kapitel ein psychoanalytisches Suchtkonzept dargestellt, das über eine reine Beschreibung von Suchtsymptomen hinaus auch spezifische psychodynamische Kriterien und psychische Voraussetzungen der Sucht berücksichtigt.

3 Sucht aus psychoanalytischer Sicht

Die Psychoanalyse geht davon aus, dass es sich bei Symptomen grundsätzlich, sofern sie nicht organisch bedingt sind, nur „um die sichtbaren Bestandteile von Abwehrmechanismen und Kompensationsmechanismen zur Verarbeitung von Konflikten, Traumata und Mängeln handelt“ (Mentzos, 2003, S. 12). Dem sichtbaren Symptom liegt demnach eine innerseelische Dynamik zugrunde, die sich zwar im Verhalten zeigen kann, die den Betroffenen jedoch nicht bewusst ist und daher nicht „ohne Berücksichtigung unbewußter Vorgänge“ verstanden werden kann (Mentzos, 1999, S. 19, Anm. 1). Das Verständnis oder die Entschlüsselung der unbewussten Psychodynamik eines sichtbaren Symptoms geht also „über das rein Deskriptive und Bewußte hinaus“ (ebd.).

Symptome sind auch oft unspezifisch, d.h., sie können bei unterschiedlichen psychischen Krankheiten, also auf der Grundlage unterschiedlicher Psychodynamiken auftreten. Dies gilt laut Mentzos z.B. für den Zwang, der ihm zufolge „ein relativ unspezifisches, ‚frühes‘ und regressiv (in Belastungs- und Gefährdungssituationen) mobilisiertes Reaktionsmuster ist“ (Mentzos, 1999, S. 162f). Er hat durch die Wiederholung der Handlungen generell eine „strukturbildende und strukturstabilisierende Funktion“ (ebd., S. 163). Das Auftreten einer Zwangssymptomatik lässt daher nicht automatisch auf eine Zwangsneurose schließen, sondern kann auch als Begleitsymptom anderer Neurosen, einer Psychose, und (in leichter Form) „auch bei ‚Gesunden‘“ auftreten (ebd., S. 165).

Die psychoanalytische Diagnostik stützt sich daher laut Mentzos „auf mindestens *drei Dimensionen*“: a) auf die Art des zugrundeliegenden Konfliktes, b) auf die Beschaffenheit der psychischen Struktur, und c) auf den Verarbeitungsmodus (Symptomatik und Psychodynamik) (Mentzos, 1997, S. 230, Hervorhebung im Original). Daraus ergibt sich, dass die im ersten Teil dieser Arbeit dargestellten deskriptiven Symptome der Sucht aus psychoanalytischer Sicht zur Definition und Diagnostik der Sucht – wie vermutet – nicht ausreichend sind.

3.1 Psychoanalytische Suchtheorien

Die psychoanalytischen Suchtheorien beschäftigen sich dementsprechend weniger mit der Symptomatik der Sucht, sondern vielmehr mit der individuellen Persönlichkeitsstruktur und der unbewussten Psychodynamik, die dem süchtigen Verhalten zugrunde

liegt. Die Hauptursache der Sucht wird in einer lebensgeschichtlich erworbenen „persönlichen Disposition“ gesehen (Lürßen, 1976, S. 839, 843). Daraus ergeben sich u.a. folgende Fragestellungen für die psychoanalytische Definition und Diagnostik der Sucht (Lürßen, 1976, S. 843):

- Wie sieht die psychische Struktur süchtiger Menschen aus?
- Welche psychodynamische (unbewusste) Funktion hat das Suchtmittel?
- Welche Art von Objekt stellt das Suchtmittel dar?
- Aus welchen familiären, insbesondere frühkindlichen Erfahrungen bzw. Konstellationen ergibt sich die Sucht?

Die psychoanalytischen Suchttheorien sind allerdings nicht einheitlich: Entsprechend ihrer jeweiligen psychoanalytischen Schule legen sie ihrer Erklärung der Sucht oft entweder einen triebpsychologischen, einen ich- bzw. selbstpsychologischen oder einen objektpsychologischen Schwerpunkt zugrunde (vgl. Rost, 2001).

In Freuds Werk finden sich nur wenige verstreute Hinweise zur Sucht. In seiner vorwiegend triebtheoretischen Orientierung sah er die Sucht als einen Ersatz für den sexuellen Impuls und bezeichnete die Masturbation als „Ursucht“ (Freud, 1950, S. 254). Insgesamt basiert sein Modell weitgehend auf der Vorstellung, dass es bei der Sucht um einen Lustgewinn und um die Aufhebung von Triebhemmungen geht, auch wenn er später zunehmend die Bedeutung der Sucht als Vermeidung von Leiden und ihre Parallelen zur Manie erkannte (Freud, Studienausgabe, Band IX, S. 210; vgl. Lürßen, 1976, S. 840f).

Radó entwickelte die erste grundlegende psychoanalytische Suchttheorie, die noch primär trieborientiert ist, die jedoch auch schon wesentliche Aspekte der neueren ich- und selbstpsychologischen Suchttheorien²⁷ enthält (vgl. Radó, 1926; 1934). Letztere gehen davon aus, dass die Sucht weniger auf einem Triebkonflikt, als vielmehr auf frühen Störungen in der Entwicklung der Persönlichkeitsstruktur basiert, und zwar vor allem auf einer Störung der zentralen Funktionen des Ichs bzw. des Selbst: Das Suchtmittel und seine Wirkung ersetzt eine defekte psychische Struktur und eine fehlende innere Objektrepräsentanz und stabilisiert das geschwächte Ich bzw. Selbst. Die objektpsychologisch orientierten Suchtkonzepte²⁸ betrachten weniger den kompensatorischen Einsatz des Suchtmittels, sondern betonen eher die selbstdestruktive Funktion des Suchtmittelgebrauchs und interpretieren die Beziehung des süchtigen Menschen zu seinem Suchtmittel als Wiederholung oder Ersatz seiner ambivalenten Beziehung zum Primärobjekt in der Kindheit (Rost, 2001, S. 26f, 92ff).

Rost geht davon aus, dass die verschiedenen psychoanalytischen Schulen verschiedene Schweregrade der Sucht darstellen und sieht daher keinen Widerspruch zwischen den verschiedenen Schwerpunktsetzungen. Die triebpsychologischen Konfliktmodelle sind

²⁷ Vgl. z.B. die ich-psychologischen Theorien von Krystal und Raskin (1983), Wurmser (1983, 1987, 2001), Heigl-Evers (1977; 1980) und Burian (1994) und den selbstpsychologischen Beitrag von Kohut (in vom Scheidt, 1976).

²⁸ Vgl. z.B. die objektpsychologischen Suchttheorien von Rosenfeld (1960), Rost (1983; 2001) und Tress (1985).

ihm zufolge nur für die Erklärung eines ‚normalen‘ oder leicht neurotischen Drogengebrauchs bei Menschen mit einer ‚relativ gesunden Persönlichkeits- und Ichentwicklung‘ geeignet, während die ich- und selbstpsychologischen Strukturmodelle die Sucht als Selbstheilungsversuch bei instabilen Persönlichkeiten mit einer Ich- bzw. Selbstschwäche beschreiben (Rost, 2001, S. 129ff). Das objektpsychoanalytische Modell, das die Sucht als einen konflikthaften, selbstdestruktiven Prozess beschreibt, ist dagegen laut Rost für die schwersten Fälle der Sucht heranzuziehen, bei der Menschen, denen es an einem kohärenten Ich-Gefühl und an rudimentären Ich-Funktionen mangelt, immer wieder auf früheste, vorsprachliche Zustände regredieren (ebd., S. 135ff). Voigtel sieht zwischen Süchtigen mit einer Ich- bzw. Selbstschwäche und solchen mit einem autoaggressiven Selbsthass – anders als Rost – einen ‚fließenden Übergang‘ (Voigtel, 2001, S. 31) und ordnet beide der schweren Sucht zu. Er verbindet die objekt- und ichpsychologischen Theorien zu einem einheitlichen Suchtmodell (vgl. Voigtel 2000; 2001), das im Folgenden ausführlich dargestellt wird.²⁹

3.2 Das Suchtmodell von Voigtel

Voigtel integriert die bisherigen Suchttheorien ‚vor dem Hintergrund neuerer psychoanalytischer Erkenntnisse des intersubjektiven Affekt- und Beziehungsgeschehens und der Säuglingsforschung‘ in ein eigenes differenziertes Suchtmodell (Voigtel, 2001, S. 8). Dieses umfasst das Verhalten und Erleben des Süchtigen, seine soziale und gesellschaftliche Einbettung³⁰, sowie ‚das Spezifikum der Sucht, das sie von anderen Krankheiten und abweichenden Verhaltensweisen unterscheidet (...) nämlich die Funktion des Suchtmittels‘ (ebd., S. 109). Er schließt damit eine Lücke in der psychoanalytischen Suchttheorie, da ihm zufolge bislang nur einzelne psychodynamische Suchtkriterien entwickelt wurden, wobei ‚keiner das Phänomen ‚Sucht‘ umfassend behandelt‘ hat (ebd., S. 109).

Laut Voigtel gibt es verschiedene Formen und Schweregrade der Sucht (vgl. Voigtel, 2000). Diesen liegt ihm zufolge immer ein gemeinsamer psychodynamischer Kern zugrunde – wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen. Diese grundlegende Psychodynamik findet sich nicht nur bei den verschiedenen stofflichen Süchten, sondern betrifft auch die nicht-stofflichen Süchte, die er in sein Suchtmodell einbezieht. Zu diesen zählt er vor allem die Spielsucht, aber (mit Einschränkungen) auch die Arbeitssucht.³¹

Voigtel versteht die Sucht in Anlehnung an neuere psychoanalytische Suchttheorien als eine narzisstische Störung im Sinne einer Störung ‚des Selbst und der Beziehungs-

²⁹ Die Theorie von Voigtel wird innerhalb des theoretischen Bezugsrahmens dargestellt, an dem er sich orientiert.

³⁰ An Voigtels Suchtkonzept interessieren hier vor allem die Psychodynamik und die psychischen Voraussetzungen der Sucht; die in sein Modell integrierte soziale und gesellschaftliche Dimension der Sucht kann hier nicht näher erläutert werden.

³¹ Voigtel erwähnt die Arbeitssucht nur in wenigen Bemerkungen, auf die in der vorliegenden Arbeit im Kapitel 4 eingegangen wird.

fähigkeit“ (Voigtel, 2001, S. 237). Unter einer Störung des Selbst³² versteht er, dass der betroffene Mensch „kein positives Bild, keine positive Repräsentanz von sich als kohärenter Person mit inneren und äußeren Eigenschaften, umschriebenen Gefühlen, Vorstellungen, Auswirkungen und Grenzen“, also kein positives Selbst- und Selbstwertgefühl hat. Dies erschwert auch die Entscheidungsfähigkeit und die Orientierung im sozialen Umfeld. Die Beziehungsstörung des süchtigen Menschen entsteht u.a. durch seine Unfähigkeit, „einen anderen Menschen als von sich getrennt (...) wahrzunehmen und anzuerkennen“, also als eigenständiges Objekt mit eigenen Rechten, Pflichten, Eigenschaften, Grenzen und Wünsche, das aber auch für die Erfüllung eigener Bedürfnisse und Wünsche verwendet werden kann (ebd., S. 237).

Hinzu kommt aus ich-psychologischer Sicht, dass auch „die zentrale Instanz des Ichs“³³ beim Süchtigen geschwächt und unentwickelt geblieben ist“, sodass wichtige Ich-Funktionen wie die Affektsteuerung, der Reizschutz gegenüber Triebwünschen des Es, die Realitätsprüfung und die Auseinandersetzung mit der Außenwelt, sowie die differenzierte Wahrnehmung und der Ausdruck von Gefühlen nicht gelingen (Rost, 2001, S. 51). Das Ich „versagt“ also „in seinen stabilisierenden und regulierenden Funktionen“ (ebd., S. 51).

Die psychische Instanz des Ichs und seiner Funktionen sowie die Entstehung verschiedener Selbst- und Objektrepräsentanzen und ihre Integration zu einem stabilen Selbst wird im Laufe der ersten Lebensjahre entwickelt. Da bei der schweren Sucht diese psychischen Strukturen unzureichend ausgebildet sind, basiert sie laut Voigtel auf Entwicklungsstörungen in der frühen Kindheit (Voigtel, 2001, S. 156ff). Bei der leichteren, neurotischen bzw. symptomatischen Sucht liegt ebenfalls eine Selbstschwäche vor, die jedoch weniger schwer und oft vorübergehend ist. Die Ursachen für diese Suchtform liegen daher in späteren Entwicklungsphasen, ungefähr ab dem 3. Lebensjahr (ebd., S. 189ff). Es gibt laut Voigtel auch traumatische Erlebnisse im Erwachsenenalter, die zu einer Schwächung oder Zerstörung bereits entwickelter psychischer Strukturen und damit zur Sucht führen können. In diesen Fällen spricht er von einer „reaktiven Sucht“ (ebd., S. 221ff). Grundsätzlich ist die Entwicklung einer Suchtdisposition „an keine spezifische Entwicklungsphase gebunden“ (ebd., S. 137).

Im Folgenden werden zunächst allgemeine frühkindliche Ursachen der schweren Sucht dargestellt, die Voigtel im Gegensatz zur symptomatischen und reaktiven Sucht für eine eigenständige seelische Krankheit mit einer „eigendynamische(n) psychische(n) Grund-

³² Das Selbst setzt sich aus der Gesamtheit der unbewussten Vorstellungen von sich selbst und dem Bezugsobjekt, bzw. den Selbst- und Objektrepräsentanzen zusammen und entwickelt sich innerhalb der ersten Lebensjahre eines Menschen (Voigtel, 2001, S. 139f,189). Voigtel versteht unter dem Selbst „die Repräsentanz der eigenen Ganzheit und Abgrenzung bzw. Getrenntheit, also der Individualität und der eigenen Besonderheit bzw. Bestimmtheit, also der Identität“ (ebd., S. 247).

³³ Das Ich wird hier in seiner tiefenpsychologischen Bedeutung als eine „psychische Instanz mit bestimmten Funktionen“ verstanden, die für die Vermittlung zwischen den anderen beiden psychischen Instanzen, dem Es (Triebwünsche) und dem Über-Ich (verinnerlichte Werte und Normen der Bezugsobjekte), sowie zwischen den Notwendigkeiten der inneren und äußeren Realität zuständig ist (Jeron, 1997, S. 160ff)

struktur“ hält (ebd., S. 192). Danach werden grundlegende psychodynamische Kriterien erläutert, die in dieser Form vor allem bei der schweren Sucht auftreten, die aber in abgeschwächter Form laut Voigtel auch für die symptomatische und die reaktive Sucht gelten. Die Besonderheiten der einzelnen Suchtformen werden im Anschluss daran dargestellt.

3.2.1 Psychische Voraussetzungen der schweren Sucht

Die strukturelle Ich- bzw. Selbstschwäche der Süchtigen führt Voigtel auf eine frühe affektive Beziehungsstörung zwischen dem Kleinkind und seinem Primärobjekt (der ersten Bezugsperson, also häufig der Mutter) zurück (ebd., S. 135ff). Diese dyadische Beziehung war bei schwer Süchtigen dadurch gekennzeichnet, dass das Bezugsobjekt nicht affektiv auf das Kind bezogen war und als unzureichend ‚gut‘ erlebt wurde, weil es entweder emotional gleichgültig oder unterschwellig feindselig war, oder weil es das Kind nicht halten und begrenzen konnte bzw. wollte, oder weil es dem Kind unter allen Umständen seinen eigenen erwachsenen Willen aufzwingen wollte (vgl. Kapitel 3.2.3). In allen drei Fällen wurden die affektiven Bedürfnisse und Signale des Kindes von der Bezugsperson missachtet.

Besonders in den ersten Lebensmonaten ist das Kleinkind auf eine affektive Steuerung durch ein äußeres haltendes und begrenzendes Objekt angewiesen, da es noch keine ausreichenden psychischen Strukturen entwickelt hat, um diese Affektregulation selber zu übernehmen (Voigtel, 2001, S. 137ff). Intensive Affekte des Kindes müssen von der Bezugsperson moduliert werden, was bedeutet, dass diese z.B. dafür sorgen muss, „Anlässe für übermäßig starke und langandauernde Furcht (...) oder für Ärger, aber auch für Überraschung und Neugier, die beim Säugling in Überforderung umschlagen“, zu vermeiden bzw. zu beseitigen (ebd., S. 140). Nur wenn eine „verlässliche Regulation von außen“ stattfindet, wenn also eine Überforderung des Säuglings von dem Bezugsobjekt erkannt und in der Mehrzahl der Fälle frühzeitig für Beruhigung und Hilfe gesorgt wird, kann das Kind Vertrauen aufbauen und zunehmend längere Zeitspannen und ein stärkeres Ausmaß an Frustrationen oder „Affektüberflutung“ aushalten. Es verliert so die Angst vor den Affektspannungen und kann sie „als ‚guten‘ (im Sinne von integrierbaren) Teil seines Selbst erleben“ (ebd., S. 140). Bei ausreichender Steuerung durch ein affektiv bezogenes Objekt kann sich das „vorsprachlich gefühlte ‚Kernselbst‘“ des Kindes entwickeln, das sich aus den Vorläufern der späteren Selbst- und Objektrepräsentanzen³⁴ zusammensetzt (ebd., S. 139f). Bei einem wiederholten Ausbleiben der äußeren Regulation kann der Säugling keine „positive Affektivität“ entwickeln: Es entsteht ein „nicht lokalisierbares ganzheitliches Unbehagen“; die nicht

³⁴ Selbst- und Objektrepräsentanzen sind in der psychoanalytischen Theorie innere Vorstellungen von sich selbst und den Objekten. Diese können nach Erkenntnissen der modernen Säuglingsforschung erst ab dem zweiten Lebensjahr entstehen, da die Symbolisierungsfähigkeit vorher nicht ausreichend ausgebildet ist (Voigtel, 2001, S. 138, in Anlehnung an Lichtenberg, 1991, S. 51ff.; Stern, 1985, S. 354f; Dornes 1993, S. 69ff, u.a.)

modulierten Affekte können nicht in das Selbst integriert werden und werden schließlich gefürchtet bzw. vermieden (ebd., S. 140).

Auch in seiner weiteren Entwicklung bleibt das Kleinkind auf den affektiven Kontakt mit seiner Bezugsperson angewiesen, um die notwendigen Entwicklungsschritte der „verschiedenen Individuations- und Annäherungsphasen“ affektiv bewältigen zu können: Es muss sowohl Trennungsangst, als auch die Angst vor Verschmelzung bzw. davor, die eigene Identität zu verlieren, und Wutaffekte gegenüber der Mutter, von der es sich „quälend abhängig fühlt“, aushalten (ebd., S. 143, in Bezug auf Mahler u.a., 1980, S. 101ff). Wenn das Kind in dieser Phase unzureichend emotional begleitet wird, wird es „Affektquantitäten ausgesetzt, die es nicht ertragen kann, unter denen seine unreife Affektregulierung zusammenbricht“, was dann später auch zu selbstreflexiven Affekten der Scham für die eigene Hilflosigkeit und Unfähigkeit und der Schuld für die Wutaffekte, die sich gegen das ‚böse‘ Objekt richten, führt (ebd., S. 143).

Bei vielen der zur schweren Sucht prädisponierten Menschen geht Voigtel von einer lange anhaltenden affektiven Beziehungsstörung bzw. einem wiederholten Ausbleiben der äußeren Affektregulation und einer damit verbundenen „Reizüberflutung“ bereits in der präsymbolischen Entwicklungsphase (die sich über die ersten zwei Lebensjahre des Kleinkindes erstreckt) aus (ebd., S. 141f, 146). Das Kind kann nur ein schwaches Kernselbst mit einer geringen Affekttoleranz entwickeln und bleibt „hintergründig ängstlich sowie passiv-hilflos“ (ebd., S. 146). Aufgrund der mangelhaften affektiven Rückversicherung durch das Bezugsobjekt bleibt das Kind in Bezug auf die eigenen Affekte unsicher und „erlebt sie und die sie auslösenden Ereignisse der Umwelt als bedrohlich“ (ebd.). Dies erklärt, warum Süchtige häufig als „beziehungsgestört, als affektiv undifferenziert bzw. regrediert, (...) als selbstunsicher oder selbsthassend und ich-schwach“ beschrieben werden (ebd., S. 141f).

Die nächste Entwicklungsphase, in der sich die Fähigkeiten der Symbolisierung entwickeln sollte, beginnt im Verlauf des zweiten Lebensjahres (ebd., S. 148). Ungefähr ab dem dritten Lebensjahr nimmt das Kind bei einer positiven affektiven Begleitung durch ein begrenzendes, haltendes und fürsorgliches Selbst-Objekt³⁵ die Vorstellung dieses Objekts und seiner Beziehung zu ihm in sich auf. Es entstehen in ihm innere Vorstellungen von sich selbst und den Objekten, bzw. „eine (vom Objekt) ‚gehaltene‘ Selbstrepräsentanz und eine (auf das Selbst) ‚bezogene‘ Objektrepräsentanz“ (ebd., S. 189). Durch die Verinnerlichung dieser Repräsentanzen, aus denen sich das Ich bzw. das Selbst zusammensetzt, wird das Kind fähig, Funktionen wie die Affektregulation, die Selbsttröstung und die Selbstberuhigung, die vorher das äußere Objekt gesteuert hat, zunehmend selber zu übernehmen.

³⁵ Unter Selbst-Objekt wird nach Kohut ein Objekt verstanden, das dem Kind zur Verfügung steht und seine Bedürfnisse nach Spiegelung, Anerkennung und Sicherheit befriedigt. In der kindlichen Entwicklung gibt es eine Phase, in der die Bezugsobjekte als Selbst-Objekte zur narzisstischen Stabilisierung benötigt werden, da das Kind diese Selbstbestätigung und Selbstregulierung noch nicht selber übernehmen kann (Kohut, 1997, S. 19, 45, 129f).

Bei den zur schweren Sucht prädisponierten Menschen ist neueren psychoanalytischen Suchtheorien zufolge insbesondere diese Internalisierung einer fürsorglichen Objektrepräsentanz aufgrund mangelnder einfühler Begleitung durch ein Bezugsobjekt nicht gelungen. Das Objekt wurde als so abwesend, unkonturiert oder ängstigend erlebt, dass es von der Selbstrepräsentanz ferngehalten werden musste und so nicht in die eigene Psyche integriert werden konnte (Voigtel, 2001, S. 21ff).

Die Folge ist, dass bei den Süchtigen das frühe ‚allmächtige Objekt‘ nicht durch eine reifere Objektrepräsentanz abgelöst werden konnte und somit die frühkindliche Vorstellung aufrechterhalten wurde, dass allein das äußere Bezugsobjekt für die eigenen guten oder schlechten Gefühle verantwortlich ist (Burian, 1994, S. 62). Die Selbstrepräsentanz und das Ich des Süchtigen konnten also nicht durch die Integration eines ‚guten Objekts‘ gestärkt werden und eine relative Unabhängigkeit vom äußeren Objekt erreichen (Krystal und Raskin, 1983, S. 52):

„Indem er die heilende, fürsorgliche Mutter aus seiner Selbst-Identität entfernte, hat er einen wichtigen Teil der ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten und Fähigkeiten verloren, sich selbst zu erhalten, zu heilen und zu trösten, sich anzuerkennen und zu akzeptieren“ (ebd., S. 71).

Dadurch entsteht bei Süchtigen eine starke Abhängigkeit von äußerer narzisstischer Zufuhr bzw. von äußeren Objekten (Voigtel, 2001, S. 22):

„Unter der Voraussetzung der Selbstschwäche und der heftigen Gier nach einem ‚guten Objekt‘, das aber nicht in der eigenen Seele angesiedelt sein kann, ergibt sich die Abhängigkeit von den guten Seiten realer, im Außen existierender Menschen“.

Gleichzeitig wird jedoch der Kontakt zu anderen Menschen vermieden, da die „Selbstschwäche, die Angst vor den eigenen Gefühlen“ und die Unfähigkeit, diese zu kommunizieren, zu Hilflosigkeit und Scham führen und „zwischenmenschlichen Kontakt generell qualvoll erscheinen“ lassen (ebd., S. 126). Darüber hinaus sind Frustrationen und Enttäuschungen im Kontakt zu den Mitmenschen oft unvermeidbar, da an diese unerfüllbar hohe Wünsche gestellt werden, „versorgt (...) und einfühler verstanden und geachtet zu werden“. Sie sollen die das Selbst stärkende narzisstische Zufuhr liefern, die in der frühen Kindheit schmerzlich vermisst wurde (ebd.).

Die hier beschriebenen Entwicklungsstörungen gelten in diesem Ausmaß lediglich für die *schwere* Sucht. Sie sind nicht nur darauf zurückzuführen, dass das erste Bezugsobjekt unzureichend für die psychische Entwicklung des Kindes zur Verfügung stand, sondern auch darauf, dass keine Triangulierung im Sinne einer alternativen Beziehungserfahrung möglich war, die die Beziehungsstörung in der frühen Dyade zwischen dem Kleinkind und seinem primären Bezugsobjekt hätte modifizieren können (Voigtel, 2001, S. 159, 169, 175).

3.2.2 Psychodynamik der Sucht

3.2.2.1 Psychische Abhängigkeit

Viele der stofflichen Suchtmittel, wie z.B. Alkohol, können bei langfristigem Gebrauch zu einer *körperlichen* Abhängigkeit führen, da sich der Stoffwechsel des Körpers an die „konstante Zufuhr“ der Droge gewöhnt und entsprechend umstellt, sodass er auf eine „Unterbrechung der Zufuhr“ mit Entzugserscheinungen reagiert (Voigtel, 2001, S. 114f).³⁶ Diese substanzgebundene Abhängigkeit und die mit ihr verbundene Symptomatik (DSM-IV-TR, 2003, S. 237) ist jedoch aus psychoanalytischer Sicht *keine* Sucht und bedingt diese auch nicht, sondern tritt lediglich als Folgeerscheinung vieler Süchte auf (Voigtel, 2001, S. 114f).

Das entscheidende Kriterium für eine Sucht ist laut Psychoanalyse vielmehr die *psychische* Abhängigkeit, die eine körperliche Abhängigkeit von einem Suchtmittel begleiten kann, aber nicht muss (ebd., S. 114ff).³⁷ So sind viele Beispiele von Menschen bekannt, die aufgrund äußerer Bedingungen eine körperliche Abhängigkeit entwickelt haben (z.B. Schmerzpatienten nach längeren Morphiumgaben), nach der Entziehung jedoch kein Bedürfnis mehr nach der Droge verspürten, da sie nicht psychisch abhängig waren (ebd., S. 115). Als „suchterzeugend“ gilt daher aus psychoanalytischer Sicht nicht die Wirkung des Suchtmittels, sondern die „seelische Disposition“ eines Menschen zur Entwicklung einer Sucht (ebd., S. 114).

Die psychische Abhängigkeit von einem Suchtmittel zeigt sich in der Zwanghaftigkeit, mit der das süchtige Verhalten „sogar unter bewußter oder unbewußter Einbeziehung seiner schädigenden Folgen“ (Lürßen, 1976, S. 838) ausgeführt wird. Dieser innere Zwang, „der nicht per Willenskraft geändert werden kann“, ist laut Voigtel eines der Unterscheidungskriterien, um den süchtigen von einem nicht süchtigen Gebrauch eines potenziellen Suchtmittels zu unterscheiden (Voigtel, 2001, S. 114).³⁸

3.2.2.2 Affektmanipulation

Innerhalb der neueren psychoanalytischen Suchttheorien besteht Einigkeit dahingehend, dass „beim Süchtigen nicht so sehr die Befriedigung, der Lustgewinn, sondern die Herabsetzung von unerträglichen Spannungen im Vordergrund“ stehen (Lürßen, 1976, S. 839). Eine wesentliche Funktion des Suchtmittelgebrauchs wird also in der „Abwehr von Unlust oder Leiden“ gesehen (Voigtel, 2001, S. 17, 29). Dieses Leiden der Süchtigen ist durch unerträgliche, bedrohliche Affekte und Emotionen geprägt, die sie

³⁶ Auch bei nicht-stofflichen Süchten kann es aufgrund der Produktion körpereigener ‚Drogen‘ zu einer körperlichen Abhängigkeit kommen (Fassel, 1994, S. 19), die hier allerdings weniger ausgeprägt ist als bei stofflichen Süchten.

³⁷ In der Öffentlichkeit wird oft nicht klar zwischen psychischer und physischer Abhängigkeit unterschieden (Voigtel, 2001, S. 114), was durch die internationalen psychiatrischen Diagnosemanuale ICD 10 und DSM IV unterstützt wird, in denen es nur eine Kategorie für substanzgebundene Abhängigkeit gibt, deren Symptome gleichermaßen psychisch und/oder physisch Abhängige beschreiben.

³⁸ Was die Arbeitssucht betrifft, wurde allerdings in Kapitel 2 deutlich, dass ein innerer Zwang hier nicht als Suchtkriterium geeignet ist, da es auch verschiedene neurotische oder verinnerlichte äußere Zwänge zum selbstschädigenden Vielarbeiten gibt, was aber für andere Suchtmittel in der Regel nicht zutrifft.

aufgrund ihrer Selbst- und Ichschwäche nicht bewältigen können (ebd., S. 113). Es handelt sich um Affekte wie „*Hilflosigkeit, Zorn, Angst, Leere, Schmerz oder Sehnsucht, die der Betreffende nicht aushält*“ (ebd., S. 113, Hervorhebung im Original). Sie sind laut Voigtel infolge langdauernder (früh)kindlicher Traumatisierungen und/oder infolge langfristiger äußerer Notlagen“ (reaktive Sucht) entstanden (ebd., S. 113).

Das Suchtmittel wird nun eingesetzt, um das schwer aushaltbare und nicht aus eigener Kraft regulierbare affektive Erleben zu verändern bzw. abzuwehren (ebd., S. 113f). Voigtel bezeichnet diesen „Versuch, die quälende Affektlage zur Unkenntlichkeit zu verändern“, als „Affektmanipulation“ (ebd., S. 21). Sie dient ihm zufolge der Verleugnung der inneren Affektlage, deren Wahrnehmung der Süchtige durch diese Manipulation seiner Gefühle zu vermeiden versucht (ebd., S. 113f). Demnach besteht dann eine Sucht, „*wenn ein Mensch regelmäßig mit Hilfe von affektverändernden Mitteln sein Körpergefühl manipulativ verändert, um als unerträglich empfundene emotionale Spannungen nicht wahrnehmen zu müssen.*“ (ebd., S. 97).

Eine solche manipulative Beeinflussung der Gefühlslage ist zum einen durch die Einnahme psychoaktiver Substanzen, wie z.B. Alkohol, Heroin oder Medikamente, zu erreichen. Durch die Zufuhr dieser chemischen Stoffe werden bestimmte körpereigene Neurotransmitter aktiviert³⁹, wie z.B. Noradrenalin, das anregend, wachmachend und antidepressiv wirkt, oder Endorphine, die als „körpereigene Opiate“ gelten, da sie schmerzstillend und stimmungshhebend wirken und Glücksgefühle erzeugen können (ebd., S. 53f). Auch Neurotransmitter mit einer beruhigenden, dämpfenden Wirkung, wie z.B. Serotonin oder Melatonin, können durch psychoaktive Substanzen aktiviert werden (ebd., S. 54).

Auch ohne das Zuführen chemischer Substanzen von außen kann eine Veränderung des affektiven Zustands erreicht werden, worauf Freud bereits 1930 hingewiesen hat: „denn wir kennen wenigstens einen krankhaften Zustand, die Manie, in dem dies rauschähnliche Verhalten zustande kommt, ohne daß ein Rauschgift eingeführt worden wäre“ (Freud, Studienausgabe Bd. IX, S. 210). Dies wird nach heutigen Erkenntnissen darauf zurückgeführt, dass bestimmte exzessive Tätigkeiten ebenfalls die Produktion dieser körpereigenen ‚Drogen‘ anregen können (vgl. Kapitel 2).

Der Gebrauch affektverändernder Mittel oder Tätigkeiten ist für eine Sucht-Diagnose allein nicht ausreichend. Daher ist es wichtig, den „süchtigen und nicht-süchtigen Gebrauch“ dieser potenziellen Suchtmittel zu unterscheiden (ebd., S. 113). Von einem süchtigen Gebrauch geht Voigtel nur dann aus, wenn die Affektveränderung vor der Wahrnehmung unerträglicher Affekte schützen soll und wenn der Suchtmittelgebrauch einen unbewussten Zwang darstellt. Dieser als „Suchtdruck“ bezeichnete innere Zwang besteht auch in Zeiten der Abstinenz weiter (ebd., S. 113f) und ist Ausdruck der psychischen Abhängigkeit, die als konstitutiv für die Sucht angesehen wird (s.o.).

³⁹ Zur neurochemischen Wirkungsweise psychoaktiver Substanzen vgl. Voigtel, 2001, Kapitel 6, S. 51ff

Von diesem *süchtigen* grenzt Voigtel nun den „*nicht-süchtigen Gebrauch*“ affektverändernder Mittel ab (ebd., S. 117ff; Hervorhebungen im Original). Hierzu zählt er zunächst den „*Gebrauch, der keine Affektveränderung bezweckt*“, wie z.B. den Alkohol- oder Zigarettengebrauch mit dem Ziel, deren „Konsistenz, Geschmack oder Aroma“ zu genießen (ebd., S. 117). Aber auch wenn der Gebrauch potenzieller Suchtmittel eine „gezielt herbeigeführte Änderung unserer Stimmungslage“ bezweckt, handelt es sich häufig nicht um süchtiges Verhalten, so z.B. beim „*gemäßigten, befristeten Gebrauch*“ leicht affektverändernder Mittel wie Nikotin, Koffein, Sauna-Besuche, kaltes Duschen oder das Ansehen von Horrorfilmen (ebd., S. 118).

Die Suche nach gelegentlichen Rauschzuständen kann dazu dienen, „sich selbst jenseits alltäglicher kontrollierter Sinnes- und Geisteserfahrungen zu erleben“ oder die Neugierde auf unbekanntere Erfahrungen zu befriedigen. Auch hier muss es nicht darum gehen „unaushaltbare Emotionen zu ‚überraschen‘“ (ebd., S. 118f).

Es gibt jedoch auch einen „*reaktiven Gebrauch*“ affektverändernder Mittel, der ähnlich wie bei der Sucht, „zur Bekämpfung eines unerwünschten Gefühlszustandes eingesetzt wird“ (ebd., S. 119). Der Unterschied zur Sucht liegt darin, dass es sich hier um einen kontrollierten Gebrauch handelt, bei dem das Mittel in einer aktuellen Notlage *bewusst* zur „temporär begrenzten Erleichterung eingesetzt“ wird: Den Betroffenen stehen „prinzipiell (...) auch andere psychische Lösungsmittel zur Verfügung“ (ebd., S. 119f).

Voigtel stellt zusammenfassend fest, „daß die gewollte Überlassung an die Wirkung affektverändernder Mittel als solche, d.h. *ohne daß* damit eine Selbstschwäche oder ein Leiden verdeckt werden soll, in verschiedenen kulturellen Formen zur menschlichen Selbstbetätigung gehört“ und nicht als Sucht zu bezeichnen ist (ebd., S. 119).

Der süchtige unterscheidet sich also vom nicht-süchtigen Gebrauch eines Suchtmittels zum einen dadurch, dass er der unbewussten Affektmanipulation dient, an deren Ursprung ein unerträglicher affektiver Zustand und ein Vermeidungsbedürfnis stehen und die sich u.a. durch die Zwanghaftigkeit des süchtigen Verhaltens bemerkbar macht. Zum anderen wird die Wirkung des Suchtmittels bei der Sucht auch durch einen zusätzlichen Faktor erzeugt, der auf der unbewussten Ebene wirkt und der im Folgenden näher erläutert wird.

3.2.2.3 Das Suchtmittel als Ersatz-Objekt

Im letzten Kapitel wurde erläutert, dass die Affektmanipulation eine wichtige Funktion des Suchtmittelgebrauchs darstellt, und dass zum Zweck dieser Manipulation affektverändernde Mittel eingesetzt werden. Es wurde auch bereits darauf hingewiesen, dass eine Affektveränderung ohne das Einwirken chemischer Substanzen zustande kommen kann. Voigtel geht nun davon aus, dass die „Wirkungskräfte“ der Sucht *grundsätzlich*, also auch bei stofflichen Drogen, „unabhängig von chemisch induzierten Affektveränderungen funktionieren bzw. diese benutzen“ (Voigtel, 2001, S. 124). Dies führt er zum einen darauf zurück, dass es auch Süchtige gibt (z.B. Spiegeltrinker), deren Drogen-

konsum zwar konstant, aber mäßig ist, sodass hier die Veränderung starker Affekte von der chemischen Wirkung allein nicht erklärt werden können: Zudem haben Versuche ergeben, dass 50 bis 100 Prozent der getesteten Versuchspersonen auf Placebos bzw. „chemisch wirkungslose Mittel genauso oder ähnlich reagieren wie auf bestimmte Opiate oder Tranquilizer“ (ebd., S. 124, in Anlehnung an Krystal und Raskin, 1983, S. 49ff). Placebos wirkten in verschiedenen Untersuchungen angstdämpfend, schmerzlindernd, beruhigend oder euphorisierend, sofern sie von den Versuchspersonen für entsprechend wirkende Substanzen gehalten wurden (Krystal und Raskin, 1983, S. 49ff). Voigtel folgert daraus, dass die Wirkungskräfte der Suchtmittel weniger in deren tatsächlichen oder vermeintlichen affektverändernden Wirkungen liegen, sondern vielmehr „im Bereich unbewußter Phantasien“ (Voigtel, 2001, S. 124).

Es wurde bereits dargestellt, dass den zur Sucht disponierten Menschen aus psychoanalytischer Sicht innere Objektrepräsentanzen fehlen und dass dadurch das Selbst schwach und von Zerfall bedroht ist und die Fähigkeit zur Selbstregulation und Selbstfürsorge nicht ausgebildet wurde. In der Folge entsteht eine Abhängigkeit von äußeren Objekten, zu denen der süchtige Mensch jedoch keine befriedigenden Beziehungen aufbauen kann (s.o.). Das Suchtmittel wird in dieser Situation unbewusst als Ersatz-Objekt eingesetzt, da die Beziehung zu einem nicht menschlichen Objekt scheinbar einen Ausweg aus dem narzisstischen Dilemma ermöglicht: Es ist jederzeit verfügbar (Lürßen, 1976, S. 845), entzieht sich also nicht eigenwillig und ist somit ‚zuverlässiger‘ als menschliche Beziehungsobjekte, die „einen eigenen Willen haben“, sich jederzeit trennen können und „Wut und Trauer sowie Beschämung für die Abhängigkeit“ auslösen können (Voigtel, 2001, S. 22). Im Gegensatz zu Menschen können unbelebte Objekte „auch nicht kränken, keine unerfüllbaren und damit wiederum kränkenden Forderungen stellen (...), nicht einmal unausgesprochene Erwartungen haben und den Selbsthaß nicht vermehren“ (ebd., S. 127). Das Suchtmittel verschafft süchtigen Menschen eine relative Unabhängigkeit von menschlichen Objekten, indem die positiven Eigenschaften eines bezogenen, fürsorglichen, haltenden Selbst-Objekts in die Droge hineinprojiziert werden, die damit, zumindest zeitweise (bis zum Entzug), „auf magische Weise zu einem Stück ‚gute Mutter‘“ wird (ebd., S. 23). In der unbewussten Phantasie des Süchtigen findet also eine „Transsubstantiation“⁴⁰ (Krystal und Raskin, 1983, S. 52) statt, wobei die sachliche Droge in etwas Menschliches transformiert wird, indem sie projektiv „zum Träger von menschlicher Zuwendung oder Ablehnung wird“ (Voigtel, 2001, S. 24). Das Suchtmittel wird dabei wie ein Symbol „überdeterminiert“: Es wird zu einem Ersatz für ein menschliches Objekt, welches sowohl für gute als auch für schlechte Affekte verantwortlich gemacht wird. Es kann Wärme, Entspannung,

⁴⁰ Krystal und Raskin (1983, S. 52) beziehen sich mit diesem Begriff auf den christlichen Glauben, „dass sich Fleisch und Blut Christi im eucharistischen Sakrament materialisieren“, dass also Christus symbolisch in eine Substanz umgewandelt werden kann.

Aktivität oder Schmerzunempfindlichkeit ebenso bewirken wie – meist im Entzug – Angst, Kälte, Schmerzen oder Depressionen (ebd., S. 125f).

Die unbewusste Phantasie der Süchtigen, dass es sich bei dem Suchtmittel um ein bezogenes Objekt mit menschlichen Eigenschaften handelt, ist eine Illusion, die Voigtel als „Objektillusion“ bezeichnet (ebd., S. 199). Sie dient der Verleugnung des Mangels an ‚guten‘ inneren und/oder äußeren Objekten, um die Wahrnehmung der Einsamkeit und der völligen Haltlosigkeit des Selbst zu vermeiden und/oder um die Selbstverurteilung zu mildern (ebd., S. 194, 199). Dieser für die Sucht spezifische Abwehrmechanismus ist Voigtel zufolge eine „manische Abwehr“, womit er in Bezug auf Khan (1989) den Schutz eines bedrohten Selbst durch die Verleugnung der Realität und den „Einsatz von etwas Illusionärem“ meint (Voigtel, 2001, S. 199).

3.2.2.4 Das Agieren und Verleugnen von Abhängigkeitswünschen

Laut Trimborn ist es generell charakteristisch für die narzisstische Abwehr⁴¹, dass sie die Wahrnehmung der Selbstschwäche und des Angewiesenseins auf andere Menschen verhindern soll und sich grundsätzlich „gegen die Wahrnehmung und das Erleben von Abhängigkeit, also gegen jegliche bedeutsamen Objekte“ richtet (Trimborn, 2003, S. 1035). Das „Versagen“ der frühen Objekte wurde aufgrund der starken Abhängigkeit von ihnen als traumatisch erlebt, und die narzisstische Abwehr soll „zukünftige traumatische Gefahren von nicht integrierbarer Erregung, von Hilflosigkeit, verbunden mit Beschämung, Demütigung und Kontrollverlust, ja namenloser Angst“ verhindern (ebd., S. 1034f). Diese Abwehr richtet sich allerdings nicht nur gegen die Wiederholung des Traumas, sondern „auch gegen das frühe, bedürftige Ich“, das verleugnet und abgelehnt wird (ebd., S. 1035).

Voigtel stellt als Besonderheit der *süchtigen* Psychodynamik dar, dass es sich hier nicht nur um eine Verleugnung der Abhängigkeit, sondern auch um ein *Agieren* von Abhängigkeitswünschen handelt (Voigtel, 2001, S. 133, 236). Das Suchtsymptom bezeichnet Voigtel daher als Kompromissbildung zwischen „oralem Trieb und narzisstischem Wunsch nach einem Selbst-Objekt einerseits“ und der Abwehr bzw. Verleugnung dieses Wunsches durch die „Verschiebung auf ein beziehungsloses Objekt“ andererseits (ebd., S. 136). Der *Abhängigkeits- und Nähewunsch* wird durch die Illusion befriedigt, dass ein bezogenes Objekt anwesend ist. Diese Phantasie benötigt das schwache und ungeliebte Selbst der Süchtigen, um sich nicht zu verurteilen und abzulehnen, und um das fehlende innere Objekt und die Selbstschwäche zu kompensieren. Die *Verleugnung* der Selbstschwäche und der Abhängigkeit von anderen Menschen gelingt dagegen durch die Illusion, dass eigentlich kein Objekt anwesend ist und das Selbst somit autark ist und sich selbst regulieren kann: Ein menschliches Objekt wird somit scheinbar „überflüssig“

⁴¹ Eine narzisstische Abwehr findet sich nicht nur bei der Sucht, sondern auch bei schizoiden Störungen, bei narzisstischen Persönlichkeitsstörungen, bei Borderline-Störungen, bei Perversionen, etc. (Trimborn, 2003, S. 1041).

(ebd., S. 199). Das Suchtobjekt dagegen ist ein kontrollierbares Instrument der Süchtigen, das ihnen die Illusion ermöglicht, autark zu sein und niemanden zu brauchen.

3.2.2.5 Die passive Überlassung an das unbelebte Objekt

Die Voraussetzung dafür, dass ein Mittel zum Suchtmittel werden kann, ist Voigtel zufolge seine „Sachlichkeit respektive Unbezogenheit“ (Voigtel, 2001, S. 127). Es handelt sich um ein „unbelebtes Objekt“, in das zwar menschliche Eigenschaften oder Kräfte hineinprojiziert werden können, das jedoch nicht wirklich auf diejenigen, die es benutzen, bezogen ist, mit dem also auch umgekehrt die Süchtigen nicht wirklich in eine Beziehung treten können bzw. müssen. Dies ist die „wesentliche, beruhigende Eigenschaft“ des Suchtobjektes (ebd., S. 127).

Die passive Überlassung an ein unbelebtes Objekt ist Voigtel zufolge das entscheidende Kriterium, „welches die Sucht von anderen narzißtischen Störungen (Störungen des Selbst) unterscheidet“ (ebd., S. 139). Diese hat verschiedene und komplexe Auswirkungen auf die Psychodynamik der Sucht (ebd., S. 124ff, 135), die im Folgenden näher erläutert werden.

1. Das unbelebte Suchtobjekt wirkt „*künstlich* durch eine chemische oder andere äußere Wirkung“ auf den süchtigen Menschen ein und verändert dessen „Gefühlsleben“ (ebd., S. 135), ohne dass dieser mit seinem „fragilen, kommunikations- und konfliktunfähigen Selbst“ dafür in einen lebendigen, zwischenmenschlichen Kontakt treten muss (ebd., S. 128). Sein schwaches Selbst wird durch die unbezogene Droge „nicht gefordert oder gekränkt“ und muss sich nicht den angstbesetzten menschlichen Beziehungen aussetzen, also auch keine sozialen Fähigkeiten aufbringen (ebd., S. 128). Es wird etwas mit ihm gemacht, während er selbst sich „*wesentlich passiv*“ gegenüber dem Suchtobjekt verhält (ebd., S. 126). Es geht also um eine Verleugnung der Selbstschwäche und der Beziehungsunfähigkeit der Süchtigen.
2. Das Selbst der schwer Süchtigen ist aufgrund des fehlenden inneren Objekts besonders auf ein lebendiges Bezugsobjekt angewiesen, um existieren zu können. Wenn dieses nun durch ein unbelebtes Objekt ersetzt wird, führt dies zu „Selbst-Stillstand bzw. Lähmung“ (ebd., S. 194). Es wird also zwar einerseits eine Beziehungslosigkeit ersehnt und in der ‚Beziehung‘ zum Suchtmittel verwirklicht (damit die Selbstschwäche verdeckt bzw. verleugnet werden kann). Andererseits bewirkt diese jedoch langfristig ein partielles oder völliges „Absterben des Selbst, das ja letztlich nur in der realen oder phantasierten Bindung an andere Menschen leben kann“ (ebd., S. 135). Indem das Selbst der Süchtigen zunehmend von menschlichem Kontakt isoliert und als ein „lebendig sich beziehendes außer Kraft gesetzt wird“, verhält es sich selbst wie ein „beziehungsloser Gegenstand“ (ebd., S. 128). Bei der schweren Sucht kann das „Abtöten“ des gehassten und als schlecht empfundenen Selbst durch die passive Überlassung an das Suchtobjekt sogar

unbewusst bezweckt sein (ebd., S. 135). Bei der symptomatischen oder neurotischen Sucht hat der Einsatz des unbelebten Objekts „nicht die destruktive Wirkung wie bei der frühen Sucht“ (ebd., S. 194). Wichtig ist, dass es sich hierbei um eine *psychische* Selbstdestruktion handelt, zu der in der Regel noch eine physische Selbstzerstörung und die Zerstörung der sozialen Beziehungen hinzukommt.

3. In der Beziehung zu einem unbelebten Suchtmittel wiederholt sich – zumindest bei der früh verursachten Sucht – die Beziehung zum ursprünglichen Objekt der Kindheit: Das Suchtobjekt kann den Süchtigen genauso wenig wie das frühe Bezugsobjekt affektiv beantworten, ihm ein positiv verstärkendes, fürsorgliches Gegenüber sein. Es kann also letztlich weder die Funktion des fehlenden oder unzureichend ‚guten‘ inneren Objekts übernehmen, noch einen anderen Menschen ersetzen (ebd., S. 127f).

3.2.3 Formen der schweren Sucht

Für Voigtel ist die Ursache der schweren Sucht eine Störung des affektiven Austauschs zwischen dem Kleinkind und seiner primären Bezugsperson (s.o.). Die Folge ist, dass das Kleinkind keine innere Repräsentanz eines konturierten Objekts und eines von diesem abgegrenzten Selbst ausbilden kann und eine tiefe Unsicherheit in Bezug auf „die Existenz bzw. Spürbarkeit“ der Objekte und damit auch des Selbst entwickelt (Voigtel, 2001, S. 156). Voigtel geht davon aus, dass es verschiedene Arten der frühen, zur Sucht disponierenden⁴² Beziehungsstörung gibt, und er unterscheidet dementsprechend insgesamt drei Formen der schweren Sucht: die distant-adaptive, die fusionäre und die masochistische Sucht. Die nachfolgend dargestellten Entwicklungslinien, die Voigtel für diese verschiedenen Formen der schweren Sucht aufzeigt, sind hypothetische Rekonstruktionen der jeweiligen frühkindlichen Situation, die sich auf seine Erfahrungen mit süchtigen Menschen stützen. Die beschriebenen Formen möglicher früher Beziehungsstörungen müssen nicht zwangsläufig zu einer Sucht führen, sondern stellen vielmehr einen Nährboden dar, auf dem sich im späteren Leben eine süchtige Psychodynamik entwickeln kann, sofern dem Kind keine alternativen Beziehungserfahrungen möglich waren.

3.2.3.1 Die distant-adaptive Sucht

Die am weitesten verbreitete Suchtform ist laut Voigtel die „distant-adaptive Sucht“ (Voigtel, 2001, S. 157ff). Hierzu zählt er z.B. die Mehrzahl der Kettenraucher, Spiegeltrinker und Medikamentenabhängige, die immer eine bestimmte Menge an Alkohol oder anderen Drogen im Blut haben müssen, um zu funktionieren (ebd., S. 163). Bei diesen Süchtigen kommt es in der Regel nicht zu einem völligen Kontrollverlust beim Suchtmittelgebrauch. Beruflich und familiär kommen sie meist „recht gut“ zurecht,

⁴² Eine Disposition zur Entwicklung einer Sucht bedeutet nicht, dass auch tatsächlich im späteren Leben eine Sucht auftritt, sondern dass sie aufgrund dieser Voraussetzungen auftreten *kann*.

und es gelingt ihnen auch „in einem gewissen Maß“ Freundschaften aufrecht zu erhalten. Insgesamt erscheinen sie gesellschaftlich angepasster als die anderen schwer Süchtigen, weshalb Voigtel hier auch eine ‚adaptive‘ Funktion des Suchtmittelgebrauchs vermutet (ebd., S. 163).

Psychodynamisch geht es bei dieser Suchtform darum, dass in der Beziehung zum Suchtmittel die frühkindliche Beziehung zu einem „verdeckt ablehnenden Primärobjekt“ wiederholt wird: Dieses war zwar physisch anwesend, jedoch aufgrund einer zwar überspielten, aber dennoch spürbaren ablehnenden Haltung gegenüber dem Säugling gleichzeitig für diesen abwesend, also nicht als positiv verstärkendes und affektiv bezogenes Selbst-Objekt zur Verfügung stehend (ebd., S. 162, 157ff). Die unterschwellige Feindseligkeit der frühen Bezugsperson äußerte sich laut Voigtel vermutlich in einer affektiven Indifferenz und in dem Versuch, das Kind „zu ignorieren“ (ebd., S. 157, 238). Diese „ignorierende Ablehnung“ war jedoch gleichzeitig tabuisiert, sollte also „nicht offensichtlich werden“, sodass das Kind äußerlich versorgt wurde oder ihm sogar nach außen hin „ostentativ Liebe beteuert“ wurde (ebd., S. 157). Das Selbst des Kindes konnte aber nicht in einen affektiven Kontakt mit dem Mutterobjekt treten „und deren Reaktion zur Steuerung seiner Gefühle benutzen“ (ebd., S. 238).

Durch den mangelnden „aggressiv-liebevollen Austausch“ mit dem Primärobjekt entwickelte das Kind unkorrigierte Größen- und Minderwertigkeitsphantasien, eine Unsicherheit bezüglich der eigenen Affekte, Gefühle von „Kontakt- und Haltlosigkeit“, sowie eine „permanente Angst bzw. Unsicherheit über seine Existenzberechtigung und Kontur“ (ebd., S. 158). Aber auch das Bild des Primärobjekts blieb widersprüchlich und damit unverständlich, da dessen „Falschheit“ bzw. verdeckte Feindseligkeit nicht verstanden werden durfte. Es konnte aufgrund seiner Konturlosigkeit nicht als „symbolisierbares und benennbares Objekt“ bzw. als Objektrepräsentanz in die psychische Struktur des Kindes integriert werden (ebd., S. 159).

Zum Ausbruch der distant-adaptiven Sucht kann es laut Voigtel kommen, wenn beruflich oder privat „selbstverantwortliches Verhalten“ gefordert wird und die Halt- und Hilflosigkeit in zwischenmenschlichen Beziehungen, sowie die „unerklärliche ambivalente Spannung zwischen Haß, Depression und ängstlichem Wohlverhalten aus der Kindheit“ spürbar wird (ebd., S. 161). Die Ursache für diese unerträglichen Gefühle, die eigentlich in der gestörten Beziehung zum Primärobjekt liegen, werden dann auf ein „unbelebtes, Affektkorrelate erzeugendes Objekt“, also ein Suchtmittel verschoben (ebd., S. 161).⁴³

3.2.3.2 Die fusionäre Sucht

Bei der fusionären Sucht, die Voigtel häufig bei ‚egomanischen‘ männlichen Jugendlichen beobachtet hat, werden die Suchtmittel (oft Kokain, Haschisch oder

⁴³ Die psychodynamische Funktion dieser Verschiebung und Wiederholung der frühkindlichen Beziehung zum Primärobjekt auf die Beziehung zu einem unbelebten Objekt wurde bereits in Kapitel 3.2.2 erläutert.

Alkohol) benutzt, um den Süchtigen die Aufrechterhaltung ihrer „gehoben-selbstherrlichen Zustände“ bzw. Größenideen⁴⁴, die sie in der frühen Kindheit entwickelt haben, zu erleichtern (Voigtel, 2001, S. 171). Die Ursache für die Größenphantasien könnte in einer frühen Beziehungsstörung liegen, die davon geprägt war, dass das Primärobjekt dem Kind keine Grenzen setzte und sich ihm gegenüber nicht als eigenständige Person mit eigenem Willen positionierte (ebd., S. 167). Dies kann so ausgesehen haben, dass die Bezugsperson dem Kind aufgrund eigener Selbstunsicherheit die „Führung überlassen“ wollte, oder dass sie, ihr eigenes Selbst und ihre Wünsche und Grenzen verleugnend, das Kind „grenzenlos bewunderte“, sich mit seiner Großartigkeit identifizierte und es unbewusst „als Ausführungsorgan ihrer eigenen ungelebten Größenwünsche betrachtete“ (ebd., S. 167f, 169). Sie konnte dem Kind also keinen Halt geben, sondern war ihm gegenüber willfährig, ließ es dem Lustprinzip bzw. seinen Trieben folgen, erfüllte ihm seine Wünsche und bot ihm keinen Widerstand, sodass jenes „die Phantasie einer grenzenlos *selbstbezogenen Symbiose bzw. Fusion* (in Anlehnung an Jacobson 1978, S. 44ff)“ entwickeln konnte (Voigtel, 2001, S. 168). Die in dieser frühen Entwicklungsphase ohnehin nur „schwachen Repräsentanzen von gegenseitigen Grenzen“ wurden durch diese Phantasie „verleugnend verwischt“, sodass sich laut Voigtel keine vom Objekt abgegrenzte Selbstrepräsentanz entwickeln und kein Gespür für die Grenzen eigener Möglichkeiten entstehen konnte (ebd., S. 168). Das Selbst des Kindes blieb „konturlos“ und „strebte vor dem Hintergrund tiefer Verunsicherung nach unbegrenzter Wunschkraft und Frustrationsfreiheit“ (ebd., S. 168). Das mächtige Selbstobjekt wurde in einem solchen Fall als Erweiterung des „Größenselbst“ empfunden, dem es dienend zur Verfügung stehen sollte, wodurch es als abgegrenztes, unabhängiges Objekt verloren ging (ebd., S. 168). In der Folge konnte das Kind kein stabiles, den Anforderungen der Realität gewachsenes Selbstgefühl entwickeln und keine das Selbst begrenzende, haltende und von diesem getrennte Objektrepräsentanz verinnerlichen (ebd., S. 168).

Die fusionäre Sucht bricht laut Voigtel oft in der Adoleszenz aus, wenn die Anforderungen der Außenwelt und die Triebentwicklung der Jugendlichen eine Ablösung vom „Erweiterungsobjekt“ (der Kindheit) erzwingen (ebd., S. 170). Sie dient vor allem der „Aufrechterhaltung der ‚Fusion‘“ bzw. des Größenselbst, wobei die Affektmanipulation hier der Dämpfung oder Verleugnung der „Unlust- und Wutaffekte“ angesichts einer fordernden Realität, sowie der Dämpfung der affektiven Wahrnehmung dieser Realität dient. Das Suchtobjekt soll das „Erweiterungsobjekt“ ersetzen und die „innere Leere“ füllen, die durch seinen Verlust entsteht (ebd., S. 170).

⁴⁴ Die Entwicklung eines „Größenselbst“ ist ein zentrales Merkmal der narzisstischen Persönlichkeitsstörung (Kohut, 1997, S. 127ff; Kernberg, 1983, S. 261ff), mit der die fusionäre Sucht viele Ähnlichkeiten hat: Der einzige Unterschied besteht darin, dass die Süchtigen zur Aufrechterhaltung ihres „Größenselbst“ ein Suchtmittel einsetzen (Voigtel, 2001, S. 171).

3.2.3.3 Die masochistische Sucht

Bei der von Voigtel als masochistisch bezeichneten Sucht fällt besonders ein hohes Maß an Selbstdestruktivität auf. Diese Süchtigen „imponieren durch progrediente Zerstörung ihrer sozialen Bezüge und ihrer Gesundheit“ und sie bilden den größten Anteil an Suchtpatienten, die in psychiatrischen Kliniken auftauchen (Voigtel, 2001, S. 185). Hier hat die Sucht neben der Vermeidung zwischenmenschlicher Kontakte vor allem die Funktion, die Süchtigen „von ihrem ungeliebten Selbst“ zu entlasten (ebd., S. 185). Diese Süchtigen waren Voigtel zufolge in der frühen Kindheit vermutlich massiven Grenzüberschreitungen von Seiten der Bezugsobjekte ausgesetzt. Diese ignorierten, missachteten oder unterdrückten die „affektiven Signale“ und den Willen des Kindes und versuchten, ihm „unter allen Umständen“ ihre eigenen Vorstellungen und Wünsche „aufzuzwingen“ (ebd., S. 174f). Denkbar wäre z.B., dass das Kind „immerzu mit Körperkontakt bedrängt“ wurde, dass das Primärobjekt nicht auf Hunger- oder Angstsignale des Kindes reagierte, oder dass auf einen „abgrenzenden Wutaffekt“ des Kindes mit „brechender, sadistischer Gewalt oder mit Weggehen“ reagiert wurde (ebd., S. 174).

Das Selbst dieser Kinder konnte sich aufgrund der überwältigenden, unbezogenen und übermächtigen Objekte nicht entfalten (ebd., S. 175). Es fühlte sich abgelehnt, „gefährdet und ausgeliefert“ (ebd., S. 238). Bei dieser Suchtform entwickelte das Kind als Schutz vor den durchgängig „traumatischen Angriffen“ nur ein „minimales Kern-Selbst“ und „die Phantasie einer abhängigen Symbiose (...), in der es sich als eigenständiges Selbst weitgehend aufgab“, seine eigenen Affekte, Wünsche und Triebimpulse verleugnete und sich dem Willen der Bezugsperson unterwarf (ebd., S. 175). Die eigenen Affekte und Wünsche konnten somit nicht in die Selbstrepräsentanz aufgenommen werden, wurden als etwas nicht zum Selbst Gehöriges erlebt, so als würden sie dem Kind passiv ‚geschehen‘: Sie blieben fremd und „bedrohlich“ (ebd., S. 177f). Auch die „Vorstellung eines antwortenden Gegenübers“ bzw. einer positiv bezogenen Objektrepräsentanz konnte nicht in die psychische Struktur integriert werden, sodass das Kind auch später nicht dessen Funktion übernehmen und selber „annehmend und begrenzend“ mit seinen Affekten umgehen konnte (ebd., S. 178). Einem solchen Kind fehlte jedoch nicht nur die Ich-Fähigkeit der Selbstfürsorge, sondern auch die der Selbstverantwortung: Das Kind erlebt sich selbst als „schuldlos“, da es nicht erfahren hat, dass es die „Macht“ hat, durch seine Handlungen „etwas beim Anderen zu bewirken“ (ebd., S. 179).

In der weiteren Entwicklung setzte das Kind als Schutz die Allmachtsphantasie ein, unabhängig vom Objekt zu sein. Tragischerweise *war* das Kind jedoch laut Voigtel bereits ‚objektfrei‘, allerdings unfreiwillig und in einer hilflosen und passiven Position, die nun dadurch abgewehrt wird, dass das Erlittene in etwas aktiv Gewolltes umgewandelt wird (ebd., S. 182). In der Folge identifizierte sich das Kind mit den als

übermächtig empfundenen Objekten, die nur nach ihren eigenen Wünschen handelten. Es behandelte diese nun seinerseits rücksichtslos und egoistisch: Es kam zu einer „*imaginären Versachlichung*“ der Objekte, an denen „nur die Ausbeute, der Nutzen interessant war“ und die manipuliert werden konnten (ebd., S. 182f). Die „Fetischisierung“, bei der sich das Begehren nur noch auf wirklich sachliche, also unbelebte Objekte richtet, von denen die masochistisch Süchtigen passiv befriedigt werden möchten, erfolgte dann laut Voigtel als letzter Entwicklungsschritt zur Sucht (ebd., S. 183ff).

3.2.4 Symptomatische Sucht

Die schwere Sucht wurde im letzten Kapitel als eine eigenständige seelische Krankheit beschrieben, die auf verschiedenen Formen frühkindlicher Traumatisierungen und einer jeweils damit verbundenen spezifischen strukturellen Selbstschwäche basiert, die dann die spätere Psychodynamik der Sucht prägt. Es gibt jedoch laut Voigtel auch leichtere, weniger destruktive Suchtverläufe. Er grenzt von der strukturellen eine neurotische bzw. symptomatische Sucht ab, bei der das süchtige Verhalten nicht den „*Kern* einer seelischen Krankheit“, sondern „einen *Teil*“ einer neurotischen „Abwehrformation“ darstellt, also eines von mehreren Symptomen, das prinzipiell durch ein anderes austauschbar ist (Voigtel, 2001, S. 189). Der entscheidende Unterschied liegt darin, dass der symptomatischen Sucht keine strukturelle Störung zugrunde liegt, d.h., dass die hier denkbaren Traumatisierungen in einer späteren Entwicklungsphase der Kindheit aufgetreten sein müssen, in der die innere psychische Struktur des Kindes bereits weitgehend bestand. Das bedeutet, dass hier die psychische Integration einer grundsätzlich vom Objekt gehaltenen und begrenzten Selbstrepräsentanz und einer auf das Selbst bezogenen Objektrepräsentanz, die ca. ab dem dritten Lebensjahr im Kind entstehen, im Gegensatz zur strukturellen Sucht gelungen sein muss (ebd., S. 189). Darüber hinaus wurde der Entwicklungsschritt der „identifizierende(n) Verinnerlichung“ des Objekts und seiner Wertungen, also die Etablierung eines bezogenen Über-Ichs in der psychischen Struktur des Kindes, erreicht (ebd., S. 190f). Diese Verinnerlichung setzt voraus, dass das Objekt vom Kind zumindest zu einem minimalen Teil als ‚gut‘ empfunden und grundsätzlich auf das Kind bezogen erlebt wird (ebd., S. 191).

Die Wertungen des Objekts gegenüber dem Kind haben einen elementaren Einfluss darauf, wie dieses sich selbst bewertet, und das Ausmaß der Zuwendung bzw. Liebe, die es dem Kind entgegenbringt, bestimmt, wie sehr das Kind sich selbst als liebenswert empfindet (ebd., S. 190f). Das Über-Ich des Kindes, das in der Regel „bestimmte Handlungen und Gedanken des Kindes verurteilt und andere befürwortet“ wird insgesamt umso positiver und damit das Selbst stärkend erlebt, je mehr das Bezugsobjekt das Kind wertschätzt und liebt, je weniger der kindlichen Regungen also verurteilt werden (ebd., S. 190f).

Bei der symptomatischen Sucht war das primäre Objekt laut Voigtel auf das Kind bezogen und konnte verinnerlicht werden, sodass eine „selbststeuernde Identität“ und damit eine relative Unabhängigkeit vom äußeren Objekt erreicht werden konnte (ebd., S. 193). Das Kind erlebte dieses jedoch – zumindest bei der *depressiven* Sucht, die Voigtel als den Prototyp der symptomatischen Sucht bezeichnet – als nicht „gut genug“, um ein positives Selbstwertgefühl und ein grundsätzlich akzeptierendes Über-Ich zu entwickeln⁴⁵ (ebd., S. 191). Auch bei dieser neurotischen Suchtform besteht daher eine Abhängigkeit des Selbst von äußeren Objekten, die durch narzisstische Zufuhr (in Form von Liebe oder Anerkennung) die negativen Selbstwertungen ausgleichen sollen. Das ‚gute‘ äußere Objekt kann hier, anders als bei der schweren, durch Kontaktängste und Beziehungsunfähigkeit geprägten Sucht, auch ein anderer Mensch sein, der die positiven Über-Ich-Anteile verstärkt (vgl. Fallbeispiel, ebd., S. 192f.). Das Suchtobjekt kann dann bei einer Trennung von diesem Menschen, die zu einem Überwiegen der negativen Über-Ich-Anteile führt, vorübergehend als Ersatz eingesetzt werden (ebd.).

Grundsätzlich sind die oben genannten psychodynamischen Suchtkriterien in leichter Ausprägung auch bei der symptomatischen Sucht zu finden. Die „Überlassung an die Wirkung des unbezogenen äußeren Suchtobjekts“ findet hier jedoch laut Voigtel nur temporär statt, und die Selbststeuerung wird im Gegensatz zur schweren Sucht nicht vollständig aufgegeben bzw. an das äußere (Sucht)Objekt delegiert (ebd., S. 191f). Das Suchtobjekt hat hier auch nicht die Funktion, ein fehlendes internalisiertes Objekt zu ersetzen, sondern stellt eher einen „externalisierten Gegenspieler“ zu einem *existierenden*, aber zu strengen inneren Objekt dar, der ‚gnädiger‘ als dieses ist (ebd., S. 194). Durch den Einsatz dieses als ‚gut‘ phantasierten äußeren Objekts wehrt der neurotisch (depressiv) Süchtige für eine „begrenzte Zeit“ die durch die rigiden Über-Ich-Anteile entstandenen autoaggressiven Angst-, Schuld- und Schamaffekte und Selbstverurteilungen ab (ebd., S. 194). Es handelt sich also um eine „Abwehr gegen ein in seinen Wertungen zu destruktives internalisiertes Objekt“, und nicht, wie bei der schweren Sucht, um eine Abwehr der Internalisierung an sich (ebd., S. 194).

Die Sucht wird tendenziell umso leichter und zeitlich begrenzter, „je vollständiger die psychischen Instanzen etabliert sind und je stärker das von einem positiven Selbstwert gestärkte Ich ist“ (ebd., S. 195). Wenn die Wertungen des Objekts durch eine „identifizierende Verinnerlichung“ ins Selbst hereingenommen wurden und somit die Etablierung einer psychischen Struktur bzw. eine „Gliederung in Über-Ich, Es und Ich“ stattgefunden hat, kann eine spätere Sucht Voigtel zufolge nur noch symptomatischen Charakter haben und kann „grundsätzlich keine eigendynamische psychische Grundstruktur mehr sein“ (ebd., S. 192).

⁴⁵ Voigtels Ausführungen zur Psychodynamik der symptomatischen Sucht beziehen sich weitgehend auf die depressive Sucht (ebd., S. 190ff). Da er auf andere neurotische Suchtformen nicht eingeht, bleibt unklar, ob es solche überhaupt gibt und wie deren spezifische Psychodynamik aussehen könnte.

3.2.5 Reaktive Sucht

Eine Sucht kann laut Voigtel auch bei Menschen mit einer ursprünglich relativ stabilen und differenzierten Persönlichkeit auftreten, die zunächst über ausreichend ‚gute‘ innere Objektrepräsentanzen, reife Abwehrmechanismen und zahlreiche Ich-Fähigkeiten verfügten (ebd., S. 221).⁴⁶ Diese psychischen Strukturen können durch traumatische Erlebnisse oder lange andauernde Zwangssituationen im Erwachsenenalter geschwächt oder beeinträchtigt werden (ebd., S. 221ff). So kann eine „schockartige, unorganische Zerstörung der tragenden sozialen Umgebung“ dazu führen, dass ein Mensch – vorübergehend oder endgültig – sein komplettes Vertrauen und sein „gesamte(s) Welt- und Selbsterleben“ verliert, sodass seine erworbenen inneren Repräsentanzen, Strukturen und Fähigkeiten labilisiert werden und es zu einer „Regression auf frühe Abwehrmechanismen“ kommt (ebd., S. 221).

Durch die plötzlich „dramatisch negativ veränderten Umstände“ entsteht eine überwältigende, bedrohliche Situation, in der die Betroffenen ihre Fähigkeit zur Selbststeuerung verlieren und „psychisch wieder in kleine Kinder“ verwandelt werden, sodass sie auf die Hilfe von anderen Menschen „angewiesen sind“ (ebd., S. 221f). Entscheidend für das Erleiden eines psychischen Traumas ist laut Voigtel, dass die Betroffenen in einer Situation, die sie psychisch nicht bewältigen können, auch keine Hilfe von anderen Menschen bekommen oder erwarten, sodass sie sich hilflos ausgeliefert fühlen (ebd., S. 221f). Es geht also primär um den „Verlust an Unterstützung durch die Mitmenschen, z.B. auch das Erleben von Verrat seitens Objekten, von denen bis dato ein positives Bild verinnerlicht war“ (ebd., S. 222). Als traumatisch können z.B. Unfälle und Missbrauchserlebnisse, aber auch hilflos erlebte „Verluste von positiven haltgebenden Beziehungen“ wie Trennungen, ein Arbeitsplatzverlust oder das Wegziehen vom Heimatort erlebt werden (ebd., S. 223f). Der reaktive Einsatz von Suchtmitteln hat hier Voigtel zufolge die Funktion, die nicht aushaltbaren „Affekte der angespannten Hilflosigkeit und verzweifelten Verlassenheit“ zu betäuben bzw. zu verändern (ebd., S. 224). Auch bei der reaktiven Sucht ist die unbewusste „Illusion eines anwesenden Objekts“ psychodynamisch wichtig, da innere Objektrepräsentanzen labilisiert wurden und äußere ‚gute‘ Objekte in Form von sozialer Unterstützung fehlen. Zugleich ist das Suchtobjekt nur eine Sache, die nicht wirklich helfen kann und „in der Gewalt des Benutzers“ ist, sodass auch die Illusion, niemanden zu brauchen und nicht wirklich hilflos zu sein, ermöglicht wird (ebd., S. 224f).

Voigtel geht davon aus, dass die reaktive Sucht auch „als Abwehr in vielen als unausweichlich und unerträglich erlebten Zwangssituationen vom Unbewußten eingesetzt werden“ kann (ebd., S. 225). Es handelt sich dabei um den „Bereich

⁴⁶ Die Wahrscheinlichkeit für das Auftreten einer reaktiven Sucht ist allerdings laut Voigtel erhöht, wenn ein Mensch durch (früh)kindliche Erlebnisse bereits eine psychische Vorschädigung aufweist. Daher ist eine „scharfe Grenzziehung zwischen einer traumatisch ausgelösten“ und einer durch (früh)kindliche Erfahrungen bedingten Sucht häufig gar nicht möglich (ebd., S. 225).

alltäglicher Zwangslagen“, aus denen die Betroffenen sich nicht selber befreien können und aus denen ihnen auch nicht von anderen herausgeholfen wird (ebd., S. 225ff). So können bestimmte soziale Institutionen (Unternehmen, Militär, Schulen, etc.) „körperliche und seelische Zwangslagen produzieren“, aus denen „viele ihrer Mitglieder“ keinen Ausweg finden und über die nicht offen geredet oder diskutiert werden darf bzw. kann. Solche Institutionen bezeichnet Voigtel als „suchterzeugend“ (ebd., S. 227).

In den Industrieländern ist es ihm zufolge üblich, allgemein gewollt und akzeptiert, „daß soziale Bindungen zerrissen, traditionelle Gemeinschaften zerstört und die Bestimmung über den eigenen Körper mißachtet wird“ (ebd., S. 232). Viele Menschen geben täglich mit dem Beginn der Arbeitszeit „freiwillig das Kommando darüber, wie sie sich bewegen, verhalten und denken, was sie herstellen, wie sie den Tag einteilen, etc. ab“ und disziplinieren ihre „widerstrebenden Körperregungen (Müdigkeit etc.)“ (ebd.). Als Beispiel führt Voigtel eine Sekretärin an, die mit Hilfe von Zigaretten und Kaffee „unerwünschte Körpergefühle, wie Unruhe, Hautkribbeln oder Müdigkeit“ abwehrt, um ihr Tagespensum am Computer und die „erzwungene Bewegungslosigkeit“ durchzuhalten (ebd., S. 225). Wenn sie ihren Arbeitsplatz behalten will, ist sie gezwungen, acht Stunden pro Tag konzentriert stillzusitzen, „obwohl sie oder ihr Körper andererseits sich bewegen, etwas Anderes tun oder schlafen will. Sie fühlt sich in einer Zwangslage, aus der sie sich selbst nicht befreien kann und aus der ihr auch niemand anderes heraushilft“ (ebd., S. 225).

Laut Voigtel tragen vor allem soziale Problemlagen zur Entstehung von reaktiver Sucht bei (ebd., S. 228ff). So ist es ihm zufolge in den Industrieländern üblich, allgemein gewollt und akzeptiert, „daß soziale Bindungen zerrissen, traditionelle Gemeinschaften zerstört und die Bestimmung über den eigenen Körper mißachtet wird“ (ebd., S. 232). Schockierende Erlebnisse oder alltägliche Zwangslagen werden zudem erst dann zur „psychischen Katastrophe (...), wenn man selbst die eigenen Ohnmachts- und Verlassenheitsaffekte, die auf jeden Fall einen Teil der Gefühlsreaktion ausmachen, nicht wahrhaben will und/oder wenn die Umgebung das Geschehen herunterspielt und niemand anderes da ist, an den man sich wenden kann“ (ebd., S. 233). Eine solche Abwehr der eigenen Hilflosigkeit und Angst, sowie die unterlassene Hilfeleistung durch andere wird Voigtel zufolge durch gesellschaftliche Normen und Tabus gestützt. Die Tendenz zur Individualisierung und das damit verbundene „Paradigma der Selbstverantwortlichkeit“ in den entwickelten Industrienationen geht mit der Über-Ich-Norm und dem narzisstischen Ich-Ideal einher, ein autarkes Individuum zu sein und alles alleine schaffen zu müssen (ebd., S. 231ff). Diese Normen und Ideale tragen „zur Verdrängung und Verleugnung des Leids bei“ und verhindern, dass Menschen in Not- oder Zwangslagen affektive Unterstützung von anderen geleistet wird (ebd., S. 233).

3.3 Zusammenfassung

Aus psychoanalytischer Sicht lässt sich die Sucht nicht auf der deskriptiven Ebene definieren bzw. diagnostizieren. Entscheidend für das Verständnis der Sucht ist vielmehr deren unbewusste Psychodynamik, die laut Voigtel auf einer strukturellen oder neurotischen Selbst- und Beziehungsstörung basiert und die entweder durch (früh)kindliche Entwicklungsstörungen oder durch traumatische oder andere strukturschädigende Erlebnisse im Erwachsenenalter verursacht wird. Die folgenden *psychodynamischen Faktoren* sind Voigtel zufolge für die Diagnostik der Sucht entscheidend:

- Die *psychische Abhängigkeit* vom süchtigen Verhalten bzw. der innere Zwang, der nicht per Willenskraft geändert werden kann.
- Die *Manipulation des affektiven Erlebens*, die der Vermeidung bzw. Verleugnung der Wahrnehmung des seelischen Leidens, der Selbstschwäche, der Halt- und Objektlosigkeit und der damit verbundenen Hilflosigkeit und Abhängigkeit dient.
- Die *Objektillusion* bzw. die unbewusste Vorstellung, dass es sich bei dem Suchtmittel um ein affektiv bezogenes Objekt handelt, das als ein Ersatz für ein menschliches Selbst-Objekt steht, von dessen Spiegelung und Zuwendung süchtige Menschen sehr abhängig sind, da ihnen ein Selbstgefühl und innere Objektrepräsentanzen fehlen oder weil diese unzureichend gut bzw. positiv sind. Die Beziehung zum Suchtobjekt wird dem lebendigen zwischenmenschlichen Kontakt vorgezogen, der aufgrund der Selbstschwäche und Abhängigkeitsängste gefürchtet und vermieden wird.
- Das *Agieren von Abhängigkeit*, die gleichzeitig durch die Verschiebung der Beziehung auf ein nicht menschliches Objekt abgewehrt bzw. *verleugnet* wird, wodurch die Illusion der Unabhängigkeit ermöglicht wird.
- Die teilweise oder vollständige *passive Überlassung der affektiven Selbststeuerung an das unbelebte äußere Suchtobjekt*, die bei schwer Süchtigen eine Wiederholung der frühkindlichen Passivität und Hilflosigkeit des Süchtigen, aber auch ihrer Beziehung zum Primärobjekt bedeutet: das Suchtobjekt ist schließlich genauso unbezogen wie das ursprüngliche versagende Objekt, sodass die ersehnte narzisstische Zufuhr letztlich ausbleibt und der/die Süchtige noch bedürftiger wird, da reale Quellen der Zuwendung in Form von menschlichen Kontakten zunehmend weniger zur Verfügung stehen. Außerdem verarmt das Selbst der Süchtigen durch die passive Überlassung der Selbststeuerung an ein äußeres Objekt, da es damit seine ohnehin unzureichenden Kontaktfähigkeiten zunehmend verlernt.

Die *psychischen Voraussetzungen* für die *schwere oder reaktive Sucht*⁴⁷ sind:

⁴⁷ Reaktiv Süchtige erfüllen nach Voigtels Theorie zum Teil die gleichen psychischen Voraussetzungen wie schwer Süchtige, nur dass diese dann anders verursacht sind.

- Eine *strukturelle Selbststörung*: fehlende oder schwache Objektrepräsentanzen, schwache Selbstrepräsentanzen, also insgesamt kein positives und sicheres Selbstgefühl, eine Objektunsicherheit und eine darauf basierende Beziehungsstörung.
- *Mangelhafte Ich-Fähigkeiten*, insbesondere in Bezug auf die Differenzierung, Symbolisierung und Steuerung von Affekten (affektive Selbststeuerung).

Diese strukturelle Störung basiert häufig auf einer frühen affektiven Beziehungsstörung zwischen dem Kleinkind und seinem Primärobjekt. Es gibt laut Voigtel drei verschiedene Arten dieser Interaktionsstörung, die zu drei verschiedenen Formen der schweren Sucht führen können: der distant-adaptiven, der fusionären und der masochistischen Sucht. Von einer *reaktiven Sucht* spricht Voigtel dann, wenn traumatische Erlebnisse oder langandauernde äußere Zwangslagen im Erwachsenenalter, verbunden mit Hilflosigkeit und mangelnder sozialer Unterstützung, zu einer mehr oder weniger gravierenden Schwächung oder Zerstörung bereits bestehender psychischer Strukturen geführt und damit die Sucht ausgelöst haben.

Die *symptomatische Sucht* ist keine eigendynamische seelische Krankheit, sondern nur Teil einer Abwehrformation anderer neurotischer Störungen, sodass hier die psychischen Voraussetzungen weniger gravierend sind. Das Selbst ist hier nicht strukturell gestört, sondern z.B. zu wenig positiv besetzt. Eine Verinnerlichung von Objektrepräsentanzen und Objektwertungen ist in der kindlichen Entwicklung neurotisch Süchtiger gelungen, aber das Über-Ich ist häufig zu strikt und negativ.

Wichtig ist festzuhalten, dass es nach der Theorie von Voigtel zwar spezifische psychische Voraussetzungen der Sucht gibt, dass diese aber in unterschiedlichen Entwicklungsphasen entstehen und verschiedene, auch gesellschaftliche Ursachen haben können und nicht immer gleich schwer ausgeprägt sein müssen.

Ein Mittel oder eine Tätigkeit kann laut Voigtel zum Suchtmittel werden,

- wenn es/sie eine affektverändernde Wirkung hat (diese basiert allerdings auch stark auf der unbewussten Phantasie des Süchtigen, dass es sich bei dem Suchtobjekt um ein bezogenes, haltendes, spiegelndes Selbst-Objekt handelt),
- wenn es sich um ein unbelebtes Objekt handelt, dem der oder die Süchtige sich passiv überlassen kann,
- wenn die Beziehung zu ihm/ihr keine sozialen Fähigkeiten erfordert, wenn also die Selbstschwäche und die Beziehungsunfähigkeit verleugnet werden kann.

4 Arbeit als Suchtmittel

In den psychologischen Arbeitssuchttheorien werden Arbeitsstörungen vor allem psychogenetisch erklärt: Demnach können Persönlichkeitsstörungen oder neurotische Bedürfnisse, die in verschiedenen Entwicklungsphasen der Kindheit entstanden sind, später zu einem pathologischen Arbeitsverhalten führen (vgl. Rohrlich, 1984; Berger,

2000). Aus Sicht der psychoanalytischen Sozialforschung spielen bei der Entstehung von Arbeitsstörungen neben diesen individuellen Ursachen auch soziogenetische Faktoren, und zwar insbesondere die objektiven Arbeitsbedingungen, eine Rolle (vgl. Leithäuser/Volmerg, 1988). Diese beeinflussen das individuelle Arbeitserleben und können pathologisches Arbeitsverhalten fördern (ebd.). Davon gehen auch die oben genannten Arbeitssuchttheorien von Heide und Peter aus, die jedoch die psychodynamische Komponente der Sucht nicht ausreichend berücksichtigen, sodass nicht nachvollziehbar erklärt wird, *warum* bestimmte Arbeitsformen eher arbeitssuchtfördernd sein können als andere (vgl. Kapitel 2).

Im Folgenden wird zunächst Arbeit definiert und in ihrer allgemeinen psychischen Bedeutung für das Individuum dargestellt. Ausgehend von dem im letzten Kapitel dargestellten psychoanalytischen Suchtkonzept wird dann analysiert, welche Merkmale von Arbeit bzw. welche Arbeitsbedingungen potenziell die Entwicklung einer Arbeitssucht fördern. Danach wird erörtert, ob und inwiefern Arbeit nach den psychodynamischen Suchtkriterien als Suchtmittel in Frage kommt und ob bei den in der Arbeitssuchtliteratur beschriebenen Menschen tatsächlich eine Suchtdisposition und eine süchtige Psychodynamik erkennbar ist. Schließlich werden die Erkenntnisse der vorliegenden Arbeit mit denen der oben dargestellten Arbeitssuchttheorien in eine Typologie der Vielarbeiter/innen integriert.

4.1 Die psychische Bedeutung der Arbeit in der Arbeitsgesellschaft

In der Arbeitsliteratur wird Arbeit übereinstimmend als eine gesellschaftlich organisierte, planmäßig strukturierte Tätigkeit bzw. Aktivität definiert, die zielgerichtet und produktiv⁴⁸ ist (Neuberger 1984, S. 1; vgl. Poppelreuter 1997). Sie wird „im Vollzug meist als Last, Mühsal und Anstrengung erlebt“, da sie „den fortgesetzten, dauerhaften Einsatz körperlicher, geistiger und seelischer Kräfte“ erfordert (Neuberger 1984, S. 1).

Rohrlich definiert die Arbeit als „*die erlernte Organisation, Handhabung und Steuerung der äußeren und inneren Umwelt, um ein angestrebtes Ziel so tüchtig und wirksam zu erreichen wie möglich*“ (Rohrlich, 1984, S. 30, Hervorhebung im Original). Er versteht die Arbeit primär als eine konstruktive, zielgerichtete Aggression, die von einer rein destruktiven Aggression abzugrenzen ist (ebd., S. 37; vgl. Menninger, 1985, S. 147). Ziel der Arbeit ist es, einen gegenwärtigen Zustand oder Materialien zu verändern (Rohrlich, 1984, S. 37f). Als aggressiv wird dieser Prozess deshalb bezeichnet, weil es um die Beherrschung und Kontrolle der äußeren und der inneren Umwelt geht (ebd., S. 30ff). Die Beherrschung der ‚inneren Natur‘, also der menschlichen Triebe und Bedürfnisse, in Form von Selbstdisziplin ist dabei die Voraussetzung für die Arbeitsfähigkeit (ebd., S. 32ff; Leithäuser/Volmerg, 1988, S. 68ff). Laut Rohrlich kann

⁴⁸ Mit Produktivität ist hier gemeint, dass aus der Arbeit materielle Produkte in Form von Gütern oder Dienstleistungen resultieren (Neuberger 1984, S. 1).

die Arbeit zur Befriedigung einer Vielzahl, in den (früh)kindlichen Entwicklungsphasen entstandener, normaler und neurotischer Bedürfnisse dienen (vgl. Kapitel 2.1).

In Anlehnung an Freuds These von der „Kulturfeindlichkeit“ der Triebe (Freud, Studienausgabe Bd. IX, S. 240) wird in der psychoanalytischen Sozialforschung davon ausgegangen, dass die Bedürfnisse, die in den ersten Lebensjahren innerhalb der familialen Umwelt entstehen („Individuierung“), in einem Widerspruch zu den beruflichen Anforderungen stehen, die sich nach den Gesetzen des Marktes und der Kapitalverwertung richten (Leithäuser/Volmerg, 1988, S. 66f, 68ff). Während der beruflichen Sozialisation („Vergesellschaftung“) lernt der Mensch dann insbesondere durch die Arbeit, seine narzisstischen, libidinösen und aggressiven Impulse an die sozialen Gegebenheiten anzupassen bzw. sie auf gesellschaftlich anerkannte Ziele zu verschieben (ebd., S. 68ff). Dies geschieht durch zwei psychische Mechanismen (ebd., S. 70ff, in Anlehnung an Freud, Studienausgabe Bd. IX, S. 212):

- a) durch die Sublimierung der Bedürfnisse und Triebe, also deren Aufschiebung und Umleitung auf sozial anerkannte Ziele, durch die sie in dafür günstigen Arbeitsbedingungen auch teilweise befriedigt werden können.
- b) durch die Verinnerlichung der gesellschaftlich wertvollen Ziele durch die Etablierung einer inneren „gesellschaftlichen Instanz“, das Über-Ich, das durch Identifizierungen mit den gesellschaftlichen Werten und Normen entsteht, die zunächst durch die Eltern, später durch gesellschaftliche Institutionen vermittelt werden.

Beide Vorgänge setzen voraus, dass die Ich-Fähigkeit zur realistischen Anpassung der Bedürfnisse an die Bedingungen der äußeren Realität und ggf. deren Aufschiebung und spätere Befriedigung („Realitätsprinzip“) ausgebildet wurde (ebd., S. 71).⁴⁹

Der ursprüngliche Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen Anforderungen und den psychischen Bedürfnissen, also der Konflikt zwischen dem Ich und der Außenwelt, wird durch die Sublimierung und die Über-Ich-Bildung zu einem inneren Strukturkonflikt (ebd., S. 70). Die Arbeit trägt dabei entscheidend zur psychischen Strukturbildung im Sinne einer „Vergesellschaftung“ des Individuums bei (ebd., S. 61ff, 72ff).

Dies geschieht vor allem durch spezifische mit der Arbeit verbundene Erlebniskategorien (ebd., S. 64, 81, in Anlehnung an Jahoda, 1983a). Es handelt sich dabei um die folgenden objektiven Erfahrungen, die den Arbeitenden durch die Struktur der Arbeit als gesellschaftlich organisierte und zweckorientierte Institution ermöglicht werden:

- eine feste Zeitstruktur, die den Arbeitenden ein zeitlich strukturiertes Erleben ermöglicht,

⁴⁹ Dieses „Realitätsprinzip“ löst Freud zufolge im Verlauf der psychischen Entwicklung das ursprüngliche „Lustprinzip“ (direkte Triebbefriedigung ohne Aufschub) ab (vgl. Leithäuser/Volmerg, 1988, S. 71).

- eine Erweiterung des sozialen Horizontes, der sich aus dem Kontakt mit den Arbeitskollegen ergibt,
- das Gefühl der Teilhabe an kollektiven Zielen und das Gefühl, in eine größere Gemeinschaft eingebettet zu sein,
- die Bestimmung des Status und der Identität,
- der Zwang zur Aktivität bzw. zur regelmäßigen Tätigkeit (Jahoda, 1983b, S. 3ff).

Diese Erlebniskategorien können je nach Arbeitsbedingungen positiv oder negativ empfunden werden, als Hilfe oder als Hindernis (oder beides), aber sie sind laut Jahoda mit jeder gesellschaftlich organisierten Arbeit verbunden (ebd., S. 5ff). Sie ermöglichen, zumindest partiell, die Befriedigung und Sublimierung aggressiver, libidinöser und narzisstischer Bedürfnisse und Triebe (Leithäuser/Volmerg, 1988, S. 96) und tragen dazu bei, dass die Arbeit nicht nur als „Plackerei“ empfunden wird, sondern auch der Sinnstiftung⁵⁰, der sozialen Einbindung in die Gesellschaft, der Identitätsbildung und der Selbstverwirklichung dient (ebd., S. 63). Insbesondere die Ergebnisse der Arbeitslosenforschung haben deutlich gemacht, dass daher für viele Menschen der Verlust ihres Arbeitsplatzes neben den ökonomischen Einschränkungen häufig auch eine extreme psychische Belastung darstellt, die sich u.a. durch das Auftreten psychosomatischer Erkrankungen (Herzkrankheiten, Magengeschwüre, Bluthochdruck, etc.) und Depressionen zeigt (Kieselbach, 1983, S. 6). Ohne eine Arbeit werden viele Arbeitslose orientierungslos und passiv, verlieren das Zeitgefühl und fühlen sich wertlos. Sie haben sich an die äußere Strukturierung und Regulation ihrer Bedürfnisse durch die Arbeit gewöhnt und sind größtenteils nicht in der Lage, „aus eigener Initiative Ersatz für diese Erlebnisbereiche zu finden“ (Jahoda, 1983b, S. 6ff).

Die psychische Bindung an die Arbeit wird auch durch den Anpassungsmechanismus der Identifikation mit der Arbeitsrolle gefördert, die zum einen das Ich entlastet und stabilisiert, die aber auch den Widerspruch zwischen den äußeren und inneren Anforderungen zu einem inneren Strukturkonflikt macht (Parin, 1978, S. 85ff; vgl. Leithäuser/Volmerg, S. 81ff). Die Arbeit trägt daher nicht nur zur Bedürfnisbefriedigung und Identitätsbildung bei, sondern auch zur Entfremdung des Arbeitenden von sich selbst: „Die *Entfremdung* des Menschen in der Arbeit resultiert aus den Gesetzen und Prinzipien der Warenproduktion, in der der Mensch nicht als Subjekt Bedeutung hat, sondern als Arbeitskraft (als Kostenfaktor) verwertet wird“ (Leithäuser/Volmerg, 1988, S. 95). Dieses Verwertungsprinzip ist „nicht primär an den Bedürfnissen der Arbeitenden orientiert“, sondern an den Interessen des Unternehmens nach Produktivitätssteigerung und Konkurrenzfähigkeit auf dem Markt (ebd.). Die Arbeitenden werden also für fremde Interessen instrumentalisiert, was zu einer primären

⁵⁰ Die Arbeit hat im Zuge der Industrialisierung und der Durchsetzung der „protestantischen Arbeitsethik“ einen Bedeutungswandel erfahren: Ihre ursprüngliche Bedeutung als lebensnotwendige Mühsal und Plage wurde abgelöst von einer Bewertung der Arbeit als zentrales sinnstiftendes Element des Lebens bzw. als Selbstzweck (vgl. z.B. Wilke, 1998, S. 17ff; Poppelreuter, 1997, S. 9ff).

Fremdbestimmung in der Arbeit führt. Dies gilt auch für Arbeitsformen, bei denen zum Teil subjektive Interessen verwirklicht werden können, worauf im nächsten Kapitel noch näher eingegangen wird. Umgekehrt enthält auch eine Arbeit, die menschliche Interessen und Bedürfnisse primär negiert, durch die objektiven Erlebniskategorien immer auch Aspekte der Identitätsbildung und der rudimentären Selbstverwirklichung (ebd., S. 95ff). Jede Arbeit ist also durch die „Dynamik von Selbstverwirklichung und Selbstentfremdung“ geprägt (ebd., S. 98f).

Arbeit unterscheidet sich nun zum einen dadurch von anderen Suchtmitteln, dass sie für viele Menschen – auch ohne das Vorliegen einer Sucht – eine zentrale *psychische* Bedeutung hat, die sich sogar in einer mehr oder weniger ausgeprägten psychischen Abhängigkeit von der Arbeit äußern kann. Sie ist darüber hinaus für die meisten Menschen in der Arbeitsgesellschaft zur Erwirtschaftung ihres Lebensunterhalts (in Form von Lohn) notwendig. Es besteht also auch eine *existenzielle* (physische) Abhängigkeit von der Arbeit, da durch sie das Überleben sichergestellt wird. Dies kann auch als ein äußerer Zwang zum Arbeiten bezeichnet werden.

4.2 *Psychische Auswirkungen taylorisierter und entgrenzter Arbeit*

Wie eine konkrete Arbeit erlebt und psychisch verarbeitet wird und ob es sich dabei um einen primär identitätsfördernden oder identitätsbedrohenden Prozess handelt, hängt aus Sicht der psychoanalytischen Sozialforschung nicht nur von der individuellen psychischen Struktur, sondern auch von den objektiven Arbeitsbedingungen ab (vgl. Volmerg/Leithäuser, 1988). Im Folgenden werden die beiden in der modernen Arbeitswelt vorherrschenden objektiven Prinzipien der Arbeitsstrukturierung und deren potenziellen psychischen Auswirkungen auf die Beschäftigten dargestellt.

Jede Arbeit besteht aus spezifischen inhaltlichen und formalen Einzelaspekten (Hoff, 1990, S. 9f). Inhaltlich unterscheiden sich verschiedene Arbeitsplätze z.B. in dem spezifischen Mischungsverhältnis von manueller und geistiger Tätigkeit, in ihrer Komplexität und in ihren Anforderungen an die Motivation der Arbeitenden, etc. (ebd., S. 9). Formal finden sich Unterschiede in den „zeitlichen und räumlichen Freiheitsgraden“ (Spielräume oder Zwänge), in den Möglichkeiten zu Sozialkontakten und in den Überwachungs- und Kontrollmechanismen (ebd., S. 9). Die Bewertung einer Arbeitstätigkeit erfolgt häufig in Bezug auf das Ausmaß der individuellen Freiheit oder der Handlungsspielräume in der Arbeit (Hoff, 1990, S. 10).

Während Leithäuser und Volmerg zufolge Spielräume in der Arbeit identitätsfördernd sein können, gelten solche Arbeitsformen als identitätsbedrohend, die den Arbeitenden nur geringe Handlungsspielräume ermöglichen, da „bei zunehmender *Restriktivität und Verengung der Spielräume* (bis hin zur Arbeitslosigkeit) die Chance der Selbstverwirklichung objektiv ab und das Maß der Selbstentfremdung objektiv zunimmt“ (Leithäuser/Volmerg 1988, S. 97ff). Dies trifft insbesondere für die traditionelle, fordistisch-tayloristisch organisierte Normalarbeit zu. Diese stellt eine

historische Epoche betrieblicher Rationalisierungsstrategien dar, die durch folgende Strukturmerkmale gekennzeichnet ist (Kratzer, 2003, S. 44f, 56f):

- a) *Standardisierung des Einsatzes und damit der Verfügbarkeit von Arbeit.* Hierzu zählen die Standardisierung der Beschäftigungsverhältnisse, der Arbeitszeiten, des Arbeitsortes, der Qualifikationen, sowie der Tätigkeiten selber durch Arbeitsteilung (ebd., S. 45, 56). Aus dieser kollektiven Normierung ergibt sich eine spezifische zeitliche und räumliche Begrenzung des betrieblichen Arbeitseinsatzes, sowie eine Trennung zwischen der Arbeitswelt und der Lebenswelt (ebd., S. 56f).
- b) *Fremdorganisation der Arbeitsleistung.* Die Transformation der Arbeitskraft in Arbeitsleistung wird durch Fremdbestimmung und Fremdsteuerung in Form von hierarchischen Strukturen, personaler Kontrolle, bürokratischer Planung, Trennung von Planung und Ausführung und von Hand- und Kopfarbeit erreicht (ebd., S. 57).

Die Arbeitskraft wird in diesem hierarchisch strukturierten System zum Objekt der Rationalisierung, „das im wesentlichen im Rahmen von kollektiv gültigen, subjektunabhängigen institutionellen Regelungen in weitgehend standardisierter Form vorgegebene Routinen abarbeiten soll“ (ebd., S. 223). Insgesamt ist traditionelle Normalarbeit durch vielfältige institutionelle und subjektive „Begrenzungen von Einsatz und Nutzung der Arbeitskraft“ geprägt (ebd., S. 45). Subjektive Grenzen der Arbeitsleistung ergeben sich durch eine eher instrumentelle Arbeitsmotivation und durch deutlich eingeschränkte individuelle Handlungs- und Dispositionsspielräume der Beschäftigten, die ihre Arbeit eher als Zwang und weniger als Selbstverwirklichung betrachten (ebd.). Die objektiven Gestaltungsspielräume können z.B. durch rigide Kontrolle, extremen Zeit- und Leistungsdruck und monotone, zerstückelte Arbeitstätigkeiten eingeschränkt werden (Leithäuser/Volmerg, 1988, S. 97).

Auch in solchen restriktiven Arbeitsbedingungen können Leithäuser und Volmerg zufolge z.B. Bedürfnisse nach Teilhabe an kollektiven Zielen oder nach Anerkennung minimal befriedigt werden. Aufgrund der massiven Verengung der Spielräume handelt es sich jedoch insgesamt überwiegend um „Erlebniskategorien der Entfremdung“, durch die die oben genannten menschlichen Bedürfnisse primär negiert werden (ebd., S. 97ff). Eine streng kontrollierte, durch extremen Zeit- und Leistungsdruck geprägte Arbeit in einem hierarchischen Kommandosystem kränkt z.B. die aggressiven Bedürfnisse nach Beherrschung des Arbeitsgegenstandes und fördert das Gefühl, die Kontrolle und die Selbstregulation zu verlieren (ebd., S. 97). In der Folge kann es aufgrund der Unvereinbarkeit der äußeren Anforderungen mit den inneren Bedürfnissen zu Abwehr- bzw. Anpassungsformen kommen, die zu „Arbeitszwangssymptomen“ führen (ebd., S. 97). Das Bedürfnis nach Beherrschung und Kontrolle kann dann z.B. zu einem Ordnungszwang werden, und anstelle von konstruktiver Aggression entstehen Wut und Hilflosigkeit (ebd., S. 96f). Die Arbeit kann in diesem Fall kaum noch zur Sublimierung von Bedürfnissen beitragen und erhält zunehmend eine Abwehrfunktion (ebd., S. 97).

Insgesamt kann die vorrangig fremdbestimmte und fremdorganisierte taylorisierte Arbeit zur Selbst- bzw. Persönlichkeitseinschränkung führen, die neben Ordnungszwängen durch ohnmächtige Wut, Autoritätsbindung, Feindseligkeit, Interesselosigkeit und Monotonie gekennzeichnet sein kann (ebd., S. 97).

Von solchen Arbeitsbedingungen können vor allem abhängig Beschäftigte betroffen sein, während Selbstständige (z.B. Ärzte in eigener Praxis, freie Journalisten, etc.) in der Regel weniger fremdorganisiert, arbeitsteilig und standardisiert arbeiten. Sie haben meistens größere Handlungsspielräume, müssen sich dafür jedoch am Markt und an der Konkurrenz orientieren: Auch sie sind einem äußeren Zwang unterworfen, da auch hier die Arbeit der Existenzsicherung dient. Neben den Selbstständigen gibt es auch immer mehr abhängig Beschäftigte, die nicht oder nur zum Teil nach tayloristischen Prinzipien arbeiten. Nach neueren arbeitssoziologischen Erkenntnissen kommt es in der modernen Arbeitswelt zunehmend zu einer Erosion der traditionellen fordistisch-tayloristischen Normalarbeit, die zwar nach wie vor existiert, die jedoch zunehmend in neue, ‚entgrenzte‘ Arbeitsformen umgewandelt wird, denen ein grundlegend neuer Rationalisierungsmodus zugrunde liegt (Kratzer, 2003, S. 218ff; vgl. Kapitel 2.2).⁵¹ Dieser ist gekennzeichnet durch:

- a) Eine verstärkte *Selbstorganisation* der Arbeitsleistung durch die Beschäftigten, und zwar durch flachere Hierarchien, den Abbau des Kommandosystems, mehr Mitbestimmung, die Anreicherung und Ausweitung von Tätigkeitsinhalten und eine Ausdehnung der Gestaltungsspielräume für die Beschäftigten (ebd., S. 58).
- b) Zeitliche, inhaltliche und räumliche *Flexibilisierung* bzw. Entgrenzung des Einsatzes und der Verfügbarkeit von Arbeit, z.B. durch variable Arbeitszeiten, Telearbeit, integrative Arbeitskonzepte, etc. (ebd. S. 57f).

Selbstorganisation und Flexibilisierung stellen laut Kratzer vor allem die „arbeitsorganisatorischen Instrumente eines *erweiterten Zugriffs auf die Subjektivität der Beschäftigten und ihre lebensweltlichen Ressourcen* (hier vor allem in den Dimensionen Zeit, räumliche Verfügbarkeit, materielle Ausstattung und soziale Sicherheit)“ dar (ebd., S. 39f).

Die neuen Arbeitsformen haben ambivalente und widersprüchliche Auswirkungen für die Beschäftigten (ebd., S. 15). Einerseits werden Handlungsspielräume erweitert, wodurch die Möglichkeit gegeben ist, subjektive Interessen in die Arbeit einzubringen und Arbeit und Privatleben besser zu vereinbaren (ebd., S.202). Gleichzeitig wird die Autonomie der Arbeitenden oft massiv durch neue indirekte Steuerungsmechanismen eingeschränkt: Insbesondere die „Vermarktlichung“ der Unternehmen bzw. die unmittelbare Konfrontation aller „Segmente und Akteure“ mit dem Markt (ebd., S. 33f, 39), verbunden mit einer Festlegung der Rahmenbedingungen durch die

⁵¹ Die folgenden Ausführungen zu entgrenzten Arbeitsformen basieren auf einer empirischen Untersuchung von Kratzer, deren theoretischer Hintergrund weitgehend mit der in Kapitel 2.2 bereits erwähnten Theorie von Voß & Pongratz (1998) übereinstimmt, an der sich Kratzer u.a. orientiert.

Unternehmensleitung und einer restriktiven Personalpolitik (ebd., S. 196ff), führen nach der Studie von Kratzer zu neuen Belastungen und Einschränkungen für die Beschäftigten (ebd., S. 201ff). Qualitativ und quantitativ erhöhte Arbeitsanforderungen und ein gestiegener Zeitdruck durch veränderte Marktanforderungen und Arbeitsbedingungen, die nicht mit einer angemessenen Erhöhung der personalen Kapazitäten einhergehen, führen zu einer permanenten Überlastung der Organisation (ebd., S. 104ff, 198). Diese wird aufgrund der vom Unternehmen forcierten Selbstorganisation der Beschäftigten „*als individuelle Überlastung, als individueller Arbeitsdruck wirksam*“ (ebd., S. 198, Hervorhebung im Original). Dies zeigt sich darin, dass oft mehr, intensiver und hektischer als vorher gearbeitet wird (ebd., S. 104ff, 126ff). Die Beschäftigten versuchen also, durch eine ‚selbstorganisierte‘ Intensivierung und/oder Extensivierung ihrer Arbeitszeit, die überhöhten Anforderungen doch noch erfüllen zu können (ebd., S. 126ff, 198). Die Selbstorganisation ist unter solchen Rahmenbedingungen nicht gleichbedeutend mit Selbstbestimmung (ebd., S. 225). In vielen Fällen entgrenzter Arbeit handelt es sich im Gegenteil um eine fremdbestimmte, wenn auch selbstorganisierte Selbstausbeutung, die zu „Überlastung, Überforderung und Entfremdung“ führt (ebd., S. 224; Voß/Pongratz, 1998, S. 152). Es geht dabei um eine „immer auch ökonomisch funktionalisierte und instrumentalisierte Autonomie“, die auf gegebene Anforderungen begrenzt bleibt und nicht an den individuellen Bedürfnissen orientiert ist, sondern sich „aus Unternehmenszielen ableitet“ (Kratzer, 2003, S. 224f).

Entgrenzte Arbeit kann somit ebenso wie taylorisierte Arbeit identitätsbedrohend sein und individuelle Bedürfnisse frustrieren. Wenn eine Arbeit kaum äußere, haltgebende Strukturen und kaum Zeit für Sozialkontakte ermöglicht und das Gefühl des persönlichen Versagens und des Kontrollverlustes durch kaum oder gar nicht erfüllbare Anforderungen fördert, bietet sie zu wenig schützende Grenzen und frustriert die individuellen Bedürfnisse der Arbeitenden. Das zeigt sich auch in der Bewertung der neuen Arbeitsformen durch die Beschäftigten, die Handlungsspielräume in der Arbeit negativ einschätzen, „wenn die tatsächlichen Gestaltungsmöglichkeiten eng begrenzt oder praktisch nicht vorhanden sind“, wenn also die „zentrale Anforderung“ der Selbstorganisation nur darin besteht, „das tendenziell Unmögliche auf eigene Kosten doch noch möglich zu machen“ (ebd., S. 203). Eine ‚echte‘ Selbstorganisation“ zeichnet sich ihnen zufolge dadurch aus, „daß die damit verbundenen Anforderungen als prinzipiell bewältigbar angesehen werden, weil und insofern sie von ihnen selbst (alleine oder in der Gruppe) tatsächlich bewältigt werden können“ (ebd.).

4.3 Arbeitssuchtfördernde Arbeitsstrukturen und -bedingungen

Angesichts der dieser Arbeit zugrunde liegenden These, dass Arbeitsstörungen nicht nur durch subjektive psychische Voraussetzungen, sondern grundsätzlich auch durch die objektiven Arbeitsbedingungen gefördert werden (s.o.), stellt sich die Frage, welche

Arbeitsstrukturen die Arbeit als Suchtmittel besonders geeignet machen. Im Folgenden werden daher in Bezug auf das psychoanalytische Suchtmodell (hypothetisch) einige potenziell arbeitssuchtfördernde Kriterien von Arbeitsstrukturen und -bedingungen dargestellt. Es handelt sich dabei nicht um Kriterien, die eine Arbeitssucht *verursachen*, sondern um solche, die dann, wenn jemand aufgrund einer individuellen Suchtstruktur oder einer äußeren, selbstschwächenden Zwangslage eine Sucht entwickelt, die Wahl der Arbeit als Suchtmittel begünstigen können.

4.3.1 Verfügbarkeit der Arbeit

Ein Suchtobjekt erlangt seine Attraktivität vor allem dadurch, dass es kontrollierbar in dem Sinne ist, dass der Süchtige frei darüber verfügen kann (vgl. Kapitel 3.2.2). Es wird einem menschlichen Beziehungsobjekt vorgezogen, weil es sich u.a. nicht eigenständig entziehen kann, sondern dann anwesend ist, wenn es benötigt wird.

In Bezug auf die Arbeitssucht ist der freie Zugriff auf die Arbeit auch deshalb wichtig, weil er eine selbstständige Steigerung des Arbeitsdrucks (z.B. durch Aufschieben der Arbeit oder Hektik), sowie eine Steigerung der Arbeitsintensität (Intensivierung) und eine Ausdehnung der Arbeitszeiten (Extensivierung) erlaubt. Erst dadurch werden die für die Sucht charakteristischen affektverändernden und selbstschädigenden Wirkungen der Arbeit ermöglicht. Auch die für den Suchtprozess oft typische Dosissteigerung ist nur dann möglich, wenn das Suchtmittel frei verfügbar ist. Die Verfügbarkeit der Arbeit bedeutet die Möglichkeit des individuell kontrollierbaren ‚Zugriffs‘ auf Arbeitsmaterialien, Arbeitszeiten und Arbeitsorte.

In der tayloristisch geprägten ‚Normalarbeit‘ ist dies aufgrund der vorgegebenen Strukturierung und Begrenzung der Arbeitszeit und der Arbeitstätigkeit, sowie der Gebundenheit an einen bestimmten Arbeitsort in der Regel nicht möglich.

Entgrenzte Arbeitsformen dagegen, die eine individuelle, selbstorganisierte Flexibilität insbesondere bezüglich der Arbeitszeiten vorsehen, machen die Arbeit für die Arbeitenden leichter verfügbar. Wo Entgrenzungen starrer zeitlicher, räumlicher und inhaltlicher Arbeitsstrukturen stattfinden, kann (und soll bzw. muss teilweise auch) immer und überall gearbeitet werden. Die Grenzen zwischen Arbeitszeit und Freizeit sind in der entgrenzten Arbeit fließend: Es ist nicht nur oft nötig, sondern prinzipiell auch immer möglich, Arbeit mit nach Hause zu nehmen oder abends länger im Betrieb zu bleiben, da der zeitliche Einsatz der Arbeitskraft individuell – wenn auch an den Markterfordernissen orientiert – gestaltet werden kann. Dies gilt sowohl für Selbstständige als auch für abhängig Beschäftigte in entgrenzten Arbeitsformen.

4.3.2 Arbeitsstress

Psychoanalytischen Suchttheorien zufolge ist eine wichtige Funktion des Suchtmittels, die Veränderung eines unerträglichen affektiven Zustands herbeizuführen. Diese wird u.a. durch die affektverändernde Wirkung des Suchtmittels erzielt (vgl. Kapitel 3.2.2.2).

In der Arbeitssuchtliteratur wird in der Regel davon ausgegangen, dass insbesondere die Auswirkungen von Überforderung, Überlastung und Stress zu einer Affektveränderung führen können. Dies wird zum einen auf die Ausschüttung des körpereigenen Adrenalins zurückgeführt (Fassel, 1994, S. 19; Schwochow, 1999, S. 173). Dieses Hormon, das den Blutdruck steigert und „in hoher Konzentration eine stark erregende Wirkung erzeugt“, wird vor allem als Reaktion auf Stress produziert (Schwochow, 1999, S. 173). Auch die Produktion von glückserzeugenden Beta-Endorphinen, Dopamin oder Cholecystokinin kann in Verbindung mit großer körperlicher oder geistiger Anstrengung oder Aktivität angeregt werden (ebd., S. 174). Der erhöhte Adrenalinpiegel hat eine aufputschende und schmerzdämpfende Wirkung. Diese ist daran erkennbar, dass es vielarbeitenden Menschen schwer fällt, nach der Arbeit abzuschalten und zu entspannen, da sie „ständig wie im Rausch sind, und es ist schwierig, davon runterzukommen“ (Fassel, 1994, S. 74). Der Stress, der den hohen Adrenalinpiegel verursacht, wird zwar auch durch individuelle Faktoren beeinflusst, entsteht jedoch „vor allem als Folge von Zeitdruck und qualitativer Überforderung“ (Wenchel, 2001, S. 22). Nach aktuellen Untersuchungen sind insbesondere neue, durch Entgrenzung geprägte Arbeitsformen häufig durch einen erhöhten Arbeitsstress gekennzeichnet (vgl. Kratzer, 2003; Wolf/Meins, 2004). In einer qualitativen Studie zu psychosozialen Arbeitsbelastungen wurden als Stressfaktoren bei der Arbeit „vor allem ein hohes Arbeitstempo, eine zunehmende Arbeitsverdichtung und ein hoher Grad von Verantwortlichkeit der einzelnen MitarbeiterInnen für das jeweilige Arbeitsergebnis“ genannt (Wolf/Meins, 2004, S. 55). Eine „zunehmende Arbeitsverdichtung und ein wachsender Zeitdruck“ wurde in allen untersuchten Betrieben festgestellt, also auch bei traditionell strukturierten produktionsnahen Arbeitstätigkeiten (ebd., S. 72f). Eine erhöhte Stressbelastung wurde daher von allen Befragten angegeben (ebd., S. 54). Entgrenzte Arbeitsformen, in denen Angestellte, insbesondere höher Qualifizierte, inzwischen häufig arbeiten, sind darüber hinaus in der Regel durch eine Ausdehnung der Arbeitszeiten, durch Anforderungen, die über die individuelle Leistungsgrenze hinausgehen und durch eine überfordernde, zum Teil als extreme Stressbelastung empfundene Verantwortung gekennzeichnet (Wolf/Meins, 2004, S. 56, 73).

Laut Kratzer entsteht die objektiv verstärkte Arbeitsbelastung in entgrenzten Arbeitsformen vor allem durch die Verbindung erweiterter individueller Handlungsspielräume mit einem massiv erhöhten Arbeits- und Zeitdruck, der u.a. durch qualitativ und quantitativ wachsende Arbeitsanforderungen entsteht und der selbstorganisiert bewältigt werden muss (Kratzer, 2003, S. 108ff, 198, 232). Ermöglicht wird dies vor allem durch die zeitliche, räumliche und inhaltliche Entgrenzung der Arbeit (ebd., S. 198). Diese gilt auch für Selbstständige, deren Arbeitsformen entgrenzt sind und die ebenfalls einem starken äußeren Arbeitsdruck ausgesetzt sein können, wenn ein großer Markt- und

Konkurrenzdruck besteht oder wenn sie ein neues Unternehmen gründen, das sich erst noch etablieren muss.⁵²

Tayloristische Arbeitsstrukturen, die zum Teil für den Produktionsbereich noch vorherrschend sind, stellen dagegen „Organisatorische Schutzmechanismen gegen eine Ausdehnung individueller Arbeitszeiten (...) durch klarer definierte Arbeitsaufträge und sachliche Gegebenheiten“ dar (Wolf/Meins, 2004, S. 73.). Sie schützen vor der potenziellen Unbegrenztheit der fremdbestimmten Selbstaussbeutung entgrenzter Arbeitsformen (Kratzer, 2003, S. 217).

Arbeitsstress und seine affektverändernde Wirkung muss allerdings nicht unbedingt eine Folge des zunehmenden äußeren Arbeitsdrucks sein, sondern kann auch individuell herbeigeführt werden. So gibt es in der Literatur viele Fallbeispiele von Arbeitssüchtigen, in denen sich die Betroffenen, z.B. aufgrund überhöhter Ansprüche oder aufgrund von Versagensängsten, ständig zu Höchstleistungen antreiben und die Arbeitszeit und -intensität ausdehnen, was dann ebenfalls zu Stress führen kann (vgl. Schwochow, 1999).⁵³

4.3.3 Objektcharakter der Arbeit

Das oben dargestellte psychoanalytische Suchtkonzept geht davon aus, dass die Psychodynamik der Sucht wesentlich durch die unbewusste Phantasie bestimmt ist, dass es sich bei dem Suchtmittel um ein bezogenes Objekt handelt, das ein fehlendes inneres und äußeres menschliches Objekt ersetzen soll (vgl. Kapitel 3.2.2). Das bedeutet, dass das Suchtmittel für den süchtigen Menschen einen Objektcharakter haben muss, dass es als etwas Äußeres wahrgenommen wird. Während dies für gegenständliche Suchtmittel grundsätzlich zutrifft, ist der Objektcharakter der *Arbeit* eher abstrakt, da Arbeit an sich kein äußerer Gegenstand ist, sondern zunächst eine zielgerichtete Aktivität. Allerdings gehören zum Arbeitsprozess viele äußere Objekte, wie z.B. die Arbeitsmaterialien und -anforderungen.

Aber auch die Arbeit selbst kann zu einem äußeren ‚Objekt‘ werden, dem man sich unterwerfen, anpassen oder auch passiv überlassen kann, wie in Kapitel 4.4.3 noch näher erläutert wird. Die Voraussetzung hierfür ist allerdings, dass es sich um eine entfremdete Arbeit handelt, da nur sie Objektcharakter haben kann, indem der Arbeitende sich hier laut Fromm nicht als das Subjekt seines Handelns erlebt, sondern das Ergebnis seiner Tätigkeit „als etwas ‚da drüben‘, das von mir getrennt ist und über mir bzw. gegen mich steht“, erlebt (Fromm, 2001, S. 91). Dies liegt daran, dass die Quelle seines Arbeitshandelns in den äußeren wirtschaftlichen Notwendigkeiten und Zwängen liegt, auch

⁵² Vgl. hierzu z.B. das Fallbeispiel eines Journalisten bei Schwochow (1999, S. 65ff). Dieser hat „auf einem Markt, der von Medienkonzernen dominiert ist“, ein Journalistenbüro und eine PR-Agentur gegründet, die u.a. eine Zeitschrift herausgeben (ebd., S. 67), was ihm zufolge „vermutlich nur mit diesem übergroßen Einsatz überhaupt zu schaffen“ war (ebd., S. 70).

⁵³ Ein arbeitssüchtiger Beamte, der von Schwochow interviewt wurde, entwickelte z.B. einen „extremen Ehrgeiz“, weil er glaubte, „ein guter Mensch“ zu sein, wenn er Leistung bringt: „Hab da schon ´ne unheimliche Arbeitsintensität entwickelt, um meinen eigenen Ansprüchen gerecht zu werden“ (Schwochow, 1999, S. 14; vgl. Kapitel 4.5.2).

wenn gleichzeitig partiell individuelle Bedürfnisse befriedigt werden können und daher auch eine individuelle Motivation gegeben sein kann. Nicht entfremdete Aktivität bzw. „produktives Tätigsein“ ist dagegen Fromm zufolge dadurch gekennzeichnet, dass es sich um einen „Prozeß des Gebährens und Hervorbringens“ im Sinne einer „Manifestation meiner Kräfte und Fähigkeiten“ handelt, bei der „ich und mein Tätigsein und das Ergebnis meines Tätigseins eins sind“⁵⁴. Im Gegensatz zur entfremdeten Arbeit, bei der der Mensch aufgrund eines äußeren Zwangs fremdbestimmte Ziele verfolgt, erlebt der produktiv Tätige sich selbst „als handelndes *Subjekt*“ seines Tätigseins (ebd., S. 91). Da sein Tätigsein eine Manifestation seines Selbst ist, kann es kein äußeres Objekt sein, dem er sich passiv überlassen kann (es gibt z.B. keine äußere Anforderung, keinen äußeren Zwang, etc.). Solche wirklich produktiven Tätigkeiten kommen daher nicht als Suchtmittel in Frage. (Berufs)Arbeit ist jedoch keine reine Selbstbetätigung, da sie, zumindest teilweise, mit einem äußeren Zwang und fremdbestimmten Anforderungen einhergeht, sodass sie grundsätzlich für den Arbeitenden (auch) Objektcharakter hat.

4.3.4 Selbstschädigungspotenzial

Bei der Sucht geht es laut Voigtel darum, dass sich ein unreifes Selbst passiv einem äußeren Objekt überlässt, um eine Veränderung eines unerträglichen affektiven Zustands zu erreichen, sowie die Selbstschwäche, die Beziehungsunfähigkeit und die eigentliche Objektlosigkeit zu verleugnen (vgl. Kapitel 3.2.2). Das Selbst des Süchtigen unternimmt bei der passiven Überlassung an das Suchtobjekt keine eigenen Anstrengungen, um seine Affekte zu regulieren, sich zu trösten oder den Mangel an Objekten zu beheben, wodurch es zu einer Verarmung des ohnehin schwachen Selbst kommt, die bei der schweren Sucht bis zur Selbstzerstörung gehen kann (s.o.). Die Selbstschädigung ist also u.a. eine Folge des süchtigen Prozesses, bei dem sich das Selbst durch die passive Überlassung mehr oder weniger umfassend ausschaltet.

Als Suchtmittel kommen daher laut Voigtel keine Tätigkeiten in Frage, die „einen größeren Anteil an Ich-Fähigkeiten“⁵⁵ enthalten, wie z.B. Lesen, Tagträumen, nicht-monotones Arbeiten sowie solche, bei denen man sich auf Beziehungen zu anderen Menschen einläßt“, da hierbei das Selbst nicht abgetötet wird: Durch kreatives Arbeiten oder das Zusammenarbeiten mit anderen Menschen „betätigt und bestätigt der Betreffende weite Teile seines Ich und damit seines Selbst mit diesem Arbeiten“, sodass es keine Sucht sein kann (Voigtel, 2001, S. 132). Arbeit kann jedoch dann zum Suchtmittel werden, wenn es sich um monotone, routinierte und isolierte Tätigkeiten

⁵⁴ Unter Produktivität versteht Fromm nicht, dass, wie bei der Arbeit, durch die Tätigkeit etwas geschaffen wird: „Es geht hier weniger um das Produkt meiner Aktivität als vielmehr um deren *Qualität*“ (Fromm, 2001, S. 91). Sie bezeichnet einen „Zustand innerer Aktivität“, die nichts Nützliches oder Wertvolles hervorbringen muss, sondern auch beim Lesen und tiefen Nachempfinden eines Gedichtes stattfinden kann (ebd., S. 91).

⁵⁵ Neben den bereits erwähnten Ich-Funktionen der Affektsteuerung, der Realitätsprüfung und der Vermittlung zwischen inneren und äußeren Anforderungen, die bei Süchtigen oft mangelhaft entwickelt sind, ist das Ich noch für eine Reihe anderer Funktionen zuständig, wie z.B. für den Bereich der Wahrnehmung, des Denkens und des Gedächtnisses, den motorischen Bereich und die Abwehrmechanismen. Alle Ich-Funktionen dienen der Selbsterhaltung (vgl. Jeron, 1997, S. 162).

handelt und wenn „der Betreffende unter dem Zwang steht, zu Arbeiten, weil er die Verantwortung für Zeit und Menge an die ‚Sachanforderungen‘ delegiert hat, die Selbstbestimmung aufgegeben hat“ (ebd., S. 132).

Demnach wäre entgrenzte Arbeit, die u.a. durch eine Verringerung der Monotonie, eine Erweiterung der Handlungsspielräume und die Möglichkeit, z.T. subjektive Interessen in der Arbeit zu verwirklichen, geprägt ist, weniger als Suchtmittel geeignet als traditionelle, (fremd)organisierte ‚Normalarbeit‘. Untersuchungen zu den Auswirkungen neuer Arbeitsformen haben jedoch ergeben, dass Selbstverwirklichung und Selbstschädigung bzw. -entfremdung in und durch die Arbeit sich nicht ausschließen müssen (vgl. Glißmann/Peters, 2001; Kratzer, 2003). Nicht monotone abhängige Arbeit, die Gestaltungsspielräume ermöglicht, kann gleichzeitig restriktiv und selbstschädigend sein. Das Selbst wird auch hier für fremde Interessen instrumentalisiert und der Ausbeutung der Arbeitskraft für die Unternehmensinteressen sind im Vergleich zu traditionellen Arbeitsformen weniger Grenzen gesetzt, indem auch die Subjektivität der Beschäftigten verwertet werden kann und sofern keine zeitlichen, räumlichen und inhaltlichen Begrenzungen der Arbeit existieren (s.o.). Dies hat dann laut Voß und Pongratz „weniger mit entspannter Kreativität menschlicher Selbstentfaltung als mit maximaler Leistung, selbstgesetzter Arbeitsverdichtung, Hektik und Streß zu tun“ (Voß/Pongratz, 1998, S. 151). Die Selbstentfremdung und Fremdbestimmung in der Arbeit ist also auch in neuen Arbeitsformen nicht aufgehoben, auch wenn hier Teile des Selbst „betätigt und bestätigt“ werden können. Dies gilt auch für Selbstständige, deren Arbeit ebenfalls entgrenzt ist und die auch durch Marktanforderungen und durch vorgegebene Arbeitsabläufe teilweise fremdbestimmt werden.

Die Selbstschädigung im Suchtprozess erfolgt häufig nicht nur durch die selbstentfremdende psychische Überlassung an das Objekt (hier: die äußeren, fremden Anforderungen), sondern – in unterschiedlichem Ausmaß – auch durch die physische Selbsterstörung, die am ausgeprägtesten bei der masochistischen Sucht ist. Diese wird hier durch übermäßiges, überforderndes oder hektisches Arbeiten unter Zeitdruck (Arbeitsstress) oder durch Arbeiten über den Erschöpfungspunkt hinaus erreicht, da dieses langfristig zu physischen Folgeschäden führt. Sowohl die Selbstschädigung durch die Überlassung an die fremdbestimmte Anforderung (Selbstentfremdung), als auch die Selbstschädigung durch Selbstdisziplin, Überlastung und Überforderung (physische Autoaggression), kommen sowohl bei tayloristischen, als auch bei entgrenzten Arbeitsstrukturen vor. Bei entgrenzter Arbeit ist das Ausmaß der Selbstschädigung jedoch potenziell unbegrenzt.

4.3.5 Soziale Isolation

Als Ursache für süchtiges Verhalten wird in dem oben erläuterten Suchtkonzept eine Störung des Selbst und der Beziehungsfähigkeit angenommen. Die Funktion des Suchtmittels dient unter anderem der Verleugnung dieser Störung durch die Vermeidung

menschlicher Nähe und durch die Illusion, das anwesende Suchtobjekt könne ein Ersatz für ein menschliches Objekt bieten.

Der zwischenmenschliche Kontakt bei der Arbeit unterscheidet sich in der Regel grundsätzlich von privaten Kontakten. Arbeitskontakte sind geprägt von Arbeitsrollen und den mit ihnen verbundenen weitgehend vorgegebenen Interaktionsmustern, sowie durch einen instrumentellen, im Vergleich zu Privatbeziehungen weniger persönlichen und weniger emotionalen zwischenmenschlichen Austausch (Rohrlich, 1984, S. 104, 151f.). Die Arbeitsbeziehungen „erscheinen primär sachlich und zweckbestimmt“ und sind durch ihre Rollenkonformität „durch emotionale und eventuell neurotische Störungen weniger belastet“ (Leithäuser/Volmerg, 1988, S. 90). Dadurch bietet die Arbeit Menschen mit einem schwachen Selbst und einer affektiven Beziehungsunsicherheit grundsätzlich eher die Möglichkeit, persönlichem zwischenmenschlichem Kontakt auszuweichen, als private Beziehungen.

Die Angst vor lebendigem zwischenmenschlichem Kontakt kann allerdings vor allem in solchen Arbeitssituationen vermieden werden, in denen isoliert, also vorrangig allein gearbeitet wird. Dies trifft z.B. in der Regel nicht für Berufe im Sozial- oder Gesundheitswesen oder in Lehrberufen zu, auch wenn hier der Kontakt mit anderen Menschen ebenfalls durch die Arbeitsrollen erleichtert wird. Ein eher isoliertes Arbeiten ist vor allem in Berufen möglich, in denen die ‚Arbeitsmaterialien‘ vorrangig gegenständlich, also sachlich sind.

In tayloristisch organisierten Arbeitsstrukturen können insbesondere hochgradige Arbeitsteilung und extremer Zeitdruck zu Isolation und mangelnden Arbeitskontakten führen (Leithäuser/Volmerg, 1988, S. 97). Auch entgrenzte Arbeitsformen können zur sozialen Isolation führen. Zum einen liegt dies an den flexiblen Arbeitszeiten, die häufig zur Folge haben, dass insbesondere anspruchsvolle Tätigkeiten, für die man Ruhe benötigt, früh morgens oder spät abends erledigt werden (Kratzer, 2003, S. 129ff). Zum anderen wirkt sich der extreme Zeitdruck, der in vielen Betrieben durch die Verbindung von wachsenden Anforderungen und Personalknappheit entsteht, „auf die informellen Beziehungen im Unternehmen negativ aus“: Durch den Zeitmangel gibt es weniger privaten, persönlichen Austausch mit den Arbeitskollegen (ebd., S. 201f).

Soziale Isolation bei der Arbeit kann also vor allem durch gegenständliche Arbeitsmaterialien, durch hochgradige Arbeitsteilung, durch flexible Arbeitszeiten oder durch hohen Zeitdruck entstehen und hängt damit von den Arbeitsinhalten, der Arbeits- und Zeitstruktur und der Steuerung durch die Unternehmensleitung ab.

4.3.6 Ambivalenz

Das Suchtmittel ist aus psychoanalytischer Sicht grundsätzlich „ein stark ambivalent besetztes Objekt. Es ist nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv zweideutig, weil es gleichzeitig auch die Selbstzerstörung mit oft grauenhafter Intensität herbeiführt“

(Mentzos, 1999, S. 239). Demnach eignet sich vor allem ambivalent erlebte Arbeit als Suchtmittel (vgl. Peter, 2003).

Insbesondere entgrenzte Arbeitsformen, die einerseits Handlungsspielräume und Anerkennung bieten und jederzeit verfügbar sind, die gleichzeitig jedoch die Selbstaussbeutung und Selbstzerstörung fördern, ermöglichen eine ambivalente Beziehung zur Arbeit (s.o.). Dies drückt sich in der widersprüchlichen Bewertung der neuen Arbeitsformen durch die Beschäftigten aus, die die Selbstorganisation der Arbeit nicht nur als Angebot sehen, sondern auch als „eine Anforderung, die grenzenlos zu werden droht und die mit neuen Ambivalenzen einhergeht“ (Kratzer, 2003, S. 201ff; vgl. Glibmann/Peters, 2001). Wären diese Arbeitsformen nur ‚gut‘, würden also nur der Selbstentfaltung und Kreativität dienen oder würden tatsächlich ein lebendiges, bezogenes Objekt darstellen, könnten sie die süchtige Dynamik nicht auslösen. Aber auch Arbeit, die nur zerstörerisch ist und nur negativ empfunden wird, kommt als Suchtmittel nicht in Frage, da sie kaum die Phantasie auslösen kann, ein besseres Objekt als das primäre Bezugsobjekt zu sein.

4.3.7 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde auf der Basis von Voigtels psychoanalytischem Suchtkonzept und den Theorien und empirischen Untersuchungen zu traditionellen und neuen Arbeitsformen untersucht, ob bestimmte Arbeitsstrukturen die Entstehung einer Arbeitssucht eher fördern als andere. Es kann abschließend die Hypothese aufgestellt werden, dass es vor allem leicht verfügbare, primär entfremdete, ambivalent besetzte, affektverändernde, sozial isolierende und langfristig selbstschädigende Arbeit ist, die als Suchtmittel in Frage kommt. Objektcharakter erhält Arbeit grundsätzlich durch ihre fremdbestimmten Anforderungen, die für alle Arbeitsformen gilt.

Insbesondere die Aspekte der freien Verfügbarkeit und der Ambivalenz der Arbeit finden sich nur bei entgrenzten Arbeitsformen mit erweiterten Handlungsspielräumen. Unter diesen Arbeitsbedingungen, die für Selbstständige oder abhängig Beschäftigte mit erweiterter Autonomie gelten, können sich auch der individuelle Leistungsdruck und die Selbstaussbeutung, die zu dessen Bewältigung eingesetzt wird, potenziell grenzenlos steigern. Dadurch kann es zu massivem Arbeitsstress und einer erheblichen Selbstschädigung kommen, die eine Arbeitssuchtentwicklung begünstigen.

Traditionelle Arbeitsformen können zwar auch selbstschädigend und affektverändernd sein, bieten jedoch durch die Standardisierung und die hierarchische Fremdorganisation einen ‚Schutz‘ vor einer entgrenzten Selbstaussbeutung und vor übermäßiger Stressbelastung. Da solche Arbeit darüber hinaus in der Regel nicht frei verfügbar und nicht ambivalent besetzt ist, ist sie als Suchtmittel wenig geeignet. Dies wird dadurch bestätigt, dass Menschen, die in solchen Arbeitsformen tätig sind, in den bisherigen Theorien und empirischen Untersuchungen zur Arbeitssucht kaum auftauchen.

Daraus ergibt sich die Hypothese, dass entgrenzte Arbeitsbedingungen eher arbeitssuchtfördernd sind als tayloristisch strukturierte Arbeit. So sind auch die meisten der in den Fallbeispielen zur Arbeitssucht angeführten Menschen in flexiblen, selbstorganisierten Strukturen beschäftigt und gehen eher anspruchsvollen, nicht-monotonen Tätigkeiten nach. Dies ist jedoch kein Beleg dafür, dass entgrenzte Arbeit auch wirklich als Suchtmittel eingesetzt wird. Da Arbeitssucht bislang nur auf der symptomatischen Ebene definiert wurde, ist es möglich, dass in den Fallbeispielen auch *nicht* süchtige Menschen auftauchen, die in entgrenzter Arbeit tätig sind und daher suchtähnliche Symptome entwickeln.

Wichtig ist, dass zwar entgrenzte Arbeit als Suchtmittel *geeignet* ist, dass sie aber nicht zwangsläufig zur Arbeitssucht *führt*. Ob jemand arbeitssüchtig wird, hängt in erster Linie von seinen individuellen psychischen Voraussetzungen ab.

4.4 Psychodynamische Kriterien der Arbeitssucht: Hinweise in der Arbeitssuchtliteratur

Den bisherigen Arbeitssuchttheorien liegt kein psychoanalytisches Suchtkonzept zugrunde, sodass psychodynamische Suchtkriterien dort nicht explizit in Bezug auf die Arbeitssucht untersucht bzw. dargestellt wurden. Diese Theorien basieren allerdings auf der jeweiligen Erfahrung bzw. auf Interviews mit Menschen, die exzessiv arbeiten oder wegen ihres selbstschädigenden Arbeitsverhaltens in medizinisch-therapeutischer Behandlung sind. Aus den daraus abgeleiteten Merkmalen der Arbeitssucht und der Arbeitssüchtigen, aus der Psychodynamik des Vielarbeitens und den dargestellten Fallbeispielen lassen sich Hypothesen⁵⁶ zu folgenden Fragen herausarbeiten:

- Erfüllen einige oder alle der in den Theorien und Fallbeispielen dargestellten Arbeitssüchtigen die individuellen Voraussetzungen für eine psychische Suchtdisposition?
- Kann Arbeit nach den psychodynamischen Suchtkriterien die Voraussetzungen erfüllen, um zumindest theoretisch als Suchtmittel in Frage zu kommen?
- Gibt es Hinweise in den Theorien und Fallbeispielen zur Arbeitssucht, dass bei den dort als arbeitssüchtig bezeichneten Menschen tatsächlich eine süchtige Psychodynamik auftritt?

4.4.1 Die psychische Struktur Arbeitssüchtiger

Wenn es sich bei der Arbeitssucht um eine Sucht handelt, müssen aus psychoanalytischer Sicht bestimmte psychische Voraussetzungen erfüllt sein (vgl. Kapitel 3.2.1 und 3.2.4). Obwohl es in der bisherigen Arbeitssuchtliteratur nur wenige Hinweise zur psychischen Struktur von Arbeitssüchtigen gibt, finden sich bei einigen der

⁵⁶ Das vorliegende empirische Material reicht für eine differenzierte Diagnostik nicht aus, liefert aber Hinweise bezüglich der Fragestellung und ermöglicht erste Hypothesen, die durch weitere empirische Forschung überprüft werden müssten.

dort beschriebenen Arbeitssüchtigen Merkmale einer mehr oder weniger ausgeprägten narzisstischen Störung, die durch eine Selbstschwäche und/oder ein mangelndes Selbstwertgefühl und durch eine Angst vor emotionaler Nähe bei gleichzeitiger Abhängigkeit von äußeren Objekten geprägt ist.

Fassel zählt z.B. zu den Merkmalen, die sie bei den meisten der von ihr interviewten Arbeitssüchtigen festgestellt hat, eine Selbstunsicherheit bzw. „mangelnde Selbsteinschätzung und Selbstachtung“, die damit einhergeht, dass die Betroffenen sich entweder über- oder unterschätzen, was auf einer jeweils „illusorischen Wahrnehmung“ der eigenen Fähigkeiten oder der eigenen „Wertlosigkeit“ beruht (Fassel 1994, S. 49). Es findet also ein Wechsel zwischen Größenphantasien und Minderwertigkeitsgefühlen statt, die beide auf einem unsicheren Selbstgefühl und einem mangelnden Selbstwertgefühl beruhen und die zu einem seelischen Schmerz führen, den die Arbeitssüchtigen „durch ihre Arbeit betäuben“ (ebd., S. 50). Hier finden sich Parallelen zu den von Voigtel als *distant-adaptiv* bezeichneten Arbeitssüchtigen, für die Selbstunsicherheit und wechselnde depressive und Größenphantasien ebenfalls charakteristisch sind (Voigtel, 2001, S. 158). Auch die „Außenorientierung“, die Fassel bei ihren Interviewpartner/innen beobachtet hat, deutet auf ein mangelndes Selbstgefühl hin, da diese Menschen sich und ihre Bedürfnisse nicht spüren, sondern sich in ihrer äußeren Umgebung „nach Hinweisen umschaun“, wie sie sich verhalten sollen und was sie „zu fühlen haben“ (Fassel 1994, S. 50). Ihren Selbstwert messen sie an ihren Leistungen, die für sie das „primäre äußere Mittel“ sind, das ihnen „hilft zu wissen, wer sie sind“ (ebd., S. 51). Dies lässt auf eine tiefe Selbstunsicherheit und eine starke Abhängigkeit von äußerer Selbstbestätigung und narzisstischer Zufuhr in Form von Anerkennung schließen, was wiederum auf mangelhaft integrierte oder unzureichend ‚gute‘ Selbst- und Objektrepräsentanzen und ein fehlendes oder zu strenges Über-Ich hinweist. Ein sicheres Selbstgefühl und eine innere Regulation des Selbstwertgefühls, für die solche inneren psychischen Strukturen nötig wären, ist bei den von Fassel beschriebenen Arbeitssüchtigen daher nicht möglich.

Wie schwer diese Störungen des Selbst bei den Interviewpartner/innen sind (strukturell oder neurotisch) und ob sie (früh)kindlich bedingt sind oder durch eine spätere Traumatisierung oder eine lange andauernde Zwangslage (reaktive Sucht) entstanden sind, geht aus Fassels Beschreibung der Merkmale nicht hervor.

Bei Rohrlich finden sich ähnliche psychische Voraussetzungen vor allem bei den „narzißtischen Arbeitssüchtigen“, die aufgrund frühkindlicher Traumatisierungen „ein tiefes unbewußtes Gefühl der persönlichen Unsicherheit“ und Unzulänglichkeit haben (Rohrlich 1984, S. 179). Da diese Menschen unbewusst Angst „vor dem Verlust persönlicher Grenzen“ haben, vermeiden sie zwischenmenschliche Nähe (ebd., S. 175). Sie haben aufgrund einer großen Bedürftigkeit Angst, jemanden zu lieben, da sie dann „für Enttäuschung anfällig und gegen Ablehnung empfindlich“ werden könnten (ebd.,

S. 181). Die Arbeit dagegen verschafft Befriedigungen, die man durch das Erlernen von Techniken und Strategien „einigermaßen steuern“ kann, was in persönlichen Beziehungen kaum möglich ist (ebd., S. 181). Hier wird eine starke Abhängigkeit von äußerer Zuwendung (Bedürftigkeit) und die gleichzeitige Angst vor menschlicher Nähe aufgrund der eigenen Kränkbarkeit, gefürchteter und unvermeidbarer Enttäuschungen und der Unkontrollierbarkeit von Beziehungen deutlich, die daher vermieden werden. Es besteht eine große Angst vor Abhängigkeit und Nähe, gleichzeitig aber auch ein starkes unbewusstes Verlangen, „abhängig zu sein“ (ebd., S. 176, Hervorhebung im Original). Diese Selbst- und Beziehungsstörung kann ein Hinweis für das Vorliegen einer schweren Sucht sein (vgl. Kapitel 3.2.1).

Die „narzißtischen Arbeitssüchtigen“ haben laut Rohrlich in der Kindheit entweder zu wenig oder zuviel bekommen. Beide Typen sind „äußerst unsicher, und beide entwickeln eine zwanghafte Bindung an die Arbeit“ (Rohrlich, 1984, S. 181). Diejenigen, die zu wenig bekommen haben, erlebten ihre Kindheit als „kalt, ohne jede spontane Zuneigung und erfüllt von bedeutenden Verlusten“. Sie erinnern sich an „Gefühle emotionaler Entbehrung und an häufige, schmerzhaft Ablehnungen“. Die Mütter sind häufig „depressiv, von Angst besessen oder in bezeichnender Weise egozentrisch“, sodass sie für die Bedürfnisse des Kindes unempfänglich sind. Dadurch entsteht eine orale und narzisstische Bedürftigkeit und eine starke Abhängigkeit von äußerer Zufuhr, um die innere Leere zu füllen (ebd., S. 181). Auch hier zeigen sich Parallelen zum Typus des distant-adaptiven Süchtigen, der laut Voigtel in der Kindheit zu wenig emotionalen Halt bekam, da es keinen affektiven Austausch zwischen ihm und dem seine Bedürfnisse ignorierenden Bezugsobjekt gab (vgl. Kapitel 3.2.3). Die andere Gruppe der „narzißtischen Arbeitssüchtigen“ hat in der Kindheit *zuviel* „erstickende Nähe“ bzw. eine zu starke „Bemutterung“ erfahren, die durch das Gefühl geprägt war, „gegängelt, manipuliert und übermäßig beschützt worden zu sein“ (Rohrlich, 1984, S. 183). In der Arbeit suchen sie vor allem „begierig nach Zeichen persönlicher Bewährung und Selbstdefinition“, die ihnen ein Gefühl der Unabhängigkeit „von äußerer Gängelung“ und Überprotektion vermitteln soll (ebd., S. 183).

In der frühen Kindheit beider Typen des „narzißtischen Arbeitssüchtigen“ findet sich, wie dies laut Voigtel für die schwere Sucht charakteristisch ist, eine affektive Beziehungsstörung zwischen dem Kind und seiner Bezugsperson, die jenem nicht für die benötigte äußere Regulierung seiner Affekte zur Verfügung stand.

Während die von Fassel interviewten Arbeitssüchtigen mehrheitlich die oben genannten psychischen Voraussetzungen einer Selbst- und Beziehungsstörung zeigen, tauchen bei Rohrlich neben dem „narzißtischen Arbeitssüchtigen“ noch elf weitere Typen von Arbeitssüchtigen auf, bei denen in der Regel eine neurotische Störung und keine strukturelle Selbststörung im Vordergrund steht (vgl. Kapitel 2.1.4). Auch hier kann jedoch eine Selbstschwäche bzw. ein narzisstisches Defizit in Form eines mangelnden

Selbstwertgefühls vorliegen, wie z.B. beim „Arbeitssüchtigen aus Scham“ (Rohrlich, 1984, S. 151f). Dies wäre eine psychische Voraussetzung für eine symptomatische Arbeitssucht, bei der die süchtige Dynamik allerdings laut Voigtel nur einen Teil der neurotischen Abwehrformation darstellt.

Grundsätzlich können die in der Arbeitssuchtliteratur beschriebenen psychischen Störungen auch immer die Folge einer späteren Traumatisierung sein, sofern nicht ausdrücklich auf eine (früh)kindliche Verursachung hingewiesen wird. So könnte die Selbst- und Beziehungsstörung auch durch eine langfristige selbstschwächende äußere Zwangslage verursacht worden sein.⁵⁷ Insgesamt lassen die genannten psychischen Voraussetzungen an sich noch keine Rückschlüsse darüber zu, ob die Betroffenen tatsächlich ein süchtiges Arbeitsverhalten entwickeln, oder ob sie nur die Disposition dafür aufweisen. Nachfolgend wird erörtert, inwiefern Arbeit sich als Suchtmittel eignen kann und ob sich bei den als arbeitssüchtig bezeichneten Menschen psychodynamische Suchtkriterien finden.

4.4.2 Affektmanipulation durch Arbeit

Durch Arbeiten kann es, insbesondere bei Überforderung und Stress, zu einer Veränderung des affektiven Erlebens kommen. Diese ist zunächst eine Folgeerscheinung des Arbeitens unter bestimmten objektiven Arbeitsbedingungen und -anforderungen (s.o.). Von einer *süchtigen* Dynamik kann aus psychoanalytischer Sicht nur dann ausgegangen werden, wenn die Affektveränderung der Vermeidung bzw. Verleugnung eines psychischen Leidens oder einer Selbstschwäche dient (vgl. Kapitel 3.2.2.2).

Hinweise für eine affektmanipulierende Funktion der Arbeit finden sich bei den von Fassel interviewten Arbeitssüchtigen. Diese versuchen, den Schmerz über ihre Selbstunsicherheit und ihr mangelndes Selbstwertgefühl „durch ihre Arbeit (zu) betäuben“ (Fassel, 1994, S. 50). Sie sind unfähig sich zu entspannen und können nicht aufhören zu arbeiten, und zwar nicht nur wegen der physischen Folgeerscheinungen des erhöhten Adrenalinpiegels, sondern auch aufgrund der Funktion der Arbeit, unangenehme Affekte zu vermeiden (ebd., S. 53f). Sie nehmen sich in der Regel mehr vor, als sie leisten können und geraten so in Stress bzw. in einen „ständigen Krisenzustand()“, der laut Fassel die Funktion hat, eine innere „Aufruhr“ zu erzeugen, die die eigentlichen Gefühle überlagert, die dadurch nicht wahrgenommen werden (müssen) (ebd., S. 54). Einige der von ihr Interviewten haben zugegeben, dass sie Angst vor dem Entspannen haben, weil sie dann ängstigende Gefühle oder eine „innere Leere“ wahrnehmen könnten, „denen sie aus dem Weg gehen möchten“ und von denen sie die Arbeit fernhält (ebd., S. 54).

Auch Rohrlich verweist darauf, dass die Arbeit die Funktion haben kann, quälende oder schmerzhaft Gefühle „zu vermeiden“ (Rohrlich 1984, S. 153f, Hervorhebung im

⁵⁷ Das vorliegende empirische Material ist allerdings nicht ausreichend, um daraus Hypothesen für das Auftreten von reaktiver Arbeitssucht als Folge von Traumatisierungen im Erwachsenenalter ableiten zu können.

Original). Dies führt er auf die Zielorientierung der Arbeit zurück, die einen „Großteil unserer geistig-seelischen Tätigkeit von der Gegenwart ab- und auf ein symbolisiertes Ziel in der Zukunft“ hinlenkt und damit vor den Empfindungen der Gegenwart schützen kann, für die wir dann nicht mehr „ganz zugänglich“ sind. So können laut Rohrlich u.a. „Angst, Scham, Schuldgefühle, Depression und Feindseligkeit“, die häufig mit stofflichen Suchtmitteln betäubt werden, auch durch zielgerichtetes Arbeiten abgewehrt werden (ebd., S. 154). Insbesondere durch den „Prozeß der Konzentration“, bei dem alle „Bewusstseinsinhalte“, die nicht „im Brennpunkt unserer Aufmerksamkeit stehen“, ausgelöscht werden können, sind wir in der Lage, Gedanken, Gefühle, Bedürfnisse, Schmerzen, etc. zu neutralisieren (ebd.). Die Funktion der Vermeidung unerträglicher Affekte, die von der psychoanalytischen Theorie als konstitutiv für alle Suchtmittel angesehen wird, hat die Arbeit allerdings Rohrlich zufolge explizit nur für den Typus des „abwehrenden Arbeitssüchtigen“, und auch für diesen „gewöhnlich situationsbedingt und zeitlich begrenzt“, z.B. als Reaktion auf Trennungen oder Krisen (ebd., S. 154). Bei den anderen der von ihm beschriebenen Arbeitssuchttypen hat die Arbeit primär die Funktion, einen neurotischen Konflikt abzuwehren oder ein neurotisches Bedürfnis zu befriedigen (vgl. Kapitel 2.1.4). Es ist möglich, dass hier gleichzeitig eine symptomatische Sucht vorliegt, dass also das Arbeiten zusätzlich der Affektmanipulation und der Vermeidung von Abhängigkeit oder Beziehung dient. Da Rohrlich kein Fallbeispiel anführt, lässt sich dies jedoch nicht überprüfen.

Eine affektverändernde Wirkung der Arbeit zeigt sich grundsätzlich auch an den unerträglichen Affekten, die bei manchen auftreten, wenn sie aufhören zu arbeiten. Die damit verbundene „subjektive Qual“, die einige von Rohrlichs Arbeitssüchtigen beschrieben haben, fasst dieser unter folgenden Entzugserscheinungen zusammen: starke Angst, Depressionen, psychosomatische Erkrankungen (wie Migräne, Magen- und Darmkrankheiten, Asthma), und vereinzelt sogar Psychosen (Rohrlich, 1984, S. 143). Generell kann man allerdings nicht von den Entzugserscheinungen direkt auf die der Arbeitssucht zugrundeliegende Affektlage oder psychische Struktur schließen. So können allgemeine psychosomatische Beschwerden und Depressionen auch langfristige chronische Folgeerscheinungen starker Beanspruchungen, wie z.B. Überarbeitung, Überforderung und Stress bei der Arbeit sein (Wenchel 2001, S. 27). Es ist kaum möglich, auf der deskriptiven Ebene zu erkennen, ob es sich bei den ‚Entzugserscheinungen‘ um solche Beanspruchungsfolgen handelt, oder um bereits vorher existierende affektive Zustände und seelische Krankheiten, die durch das Arbeiten abgewehrt werden sollten und durch das Wegfallen der Arbeit wieder aufgetreten sind. Es wird allerdings deutlich, dass durch Arbeit unerträgliche Affekte abgewehrt werden können, da diese häufig erst dann oder verstärkt auftreten, wenn die Abwehrmöglichkeit aufgrund von erzwungenen Arbeitspausen nicht mehr besteht.

Die Tatsache, dass durch exzessives Arbeiten Affekte verändert werden können und dass es Menschen gibt, die eine solche Affektveränderung durch ihr Arbeitsverhalten (unbewusst)⁵⁸ anstreben, um damit unerträgliche seelische Zustände zu betäuben oder zu vermeiden, zeigt, dass Arbeit für eine Affektmanipulation, die als psychodynamisches Suchtkriterium gilt, grundsätzlich in Frage kommt. Um von einer Sucht nach Arbeit sprechen zu können, müssen jedoch noch weitere psychodynamische Voraussetzungen erfüllt sein, die nachfolgend erläutert werden.

4.4.3 Die passive Überlassung an die Arbeit

4.4.3.1 Arbeit und Passivität

Den psychodynamischen Kern der Sucht stellt laut Voigtel die passive Überlassung an ein unbelebtes Objekt dar. Die Passivität des Selbst äußert sich darin, dass Süchtige die Veränderung ihrer unerträglichen Affekte, die ein reifes Selbst eigentlich selber übernehmen könnte, einem äußeren Objekt überlassen, das in ihrer unbewussten Phantasie zu einem bezogenen, affektregulierenden Objekt wird (vgl. Kapitel 3.2.2).

Da Arbeit als eine Aktivität definiert ist, die mit einer Anstrengung des Selbst verbunden ist, geht Voigtel davon aus, dass es sich bei der sogenannten Arbeitssucht häufig nicht um eine Sucht, sondern um eine „zwanghafte Selbstbehauptung“⁵⁹ handelt. Die psychischen Voraussetzungen und die Psychodynamik dieser „Antechie“ sind fast identisch mit denen der Sucht, bis auf einen Unterschied: Bei der Selbstbehauptung wird die Selbst- und Beziehungsstörung durch eine aktive Selbststimulation abgewehrt, bei der die Angst vor Selbstzerfall und Depression durch die „Illusion eines autarken Selbst“ abgewehrt wird (Voigtel, 2001, S. 204f). Diese „aktive Abwehrformation“ beinhaltet eine Verschiebung der frühkindlichen Beziehungserfahrung auf die „Auseinandersetzung mit einer Anforderung“, anstelle von einer Verschiebung auf die Beziehung zu einem Suchtmittel (ebd., S. 204). Dennoch räumt Voigtel ein, dass Arbeit ein Suchtmittel sein kann, sofern es sich um monotone, isolierte und fremdbestimmte Tätigkeiten handelt, weil das Selbst hier passiver ist und keine Selbstbetätigung und -bestätigung stattfindet (ebd., S. 132).

In der Arbeitssuchtliteratur finden sich jedoch Hinweise dahingehend, dass durchaus auch anspruchsvolle Tätigkeiten mit einer Passivität einhergehen können, und dass scheinbar kreative und produktive Aktivität in Wirklichkeit ein Getriebensein oder eine passive, unproduktive Betriebsamkeit sein kann⁶⁰, wie noch genauer erläutert wird. Auch für Mentzos schließen sich Sucht und äußere Aktivität nicht aus, und er zählt auch „Arbeitswut“ oder „exzessive sexuelle Betätigung“ zu den süchtigen Verhaltensweisen (Mentzos, 1999, S. 240). Er nennt diese Süchte allerdings „*pseudoprogressiv*“, da die

⁵⁸ Es wird bei Fassel und Rohrlich nicht deutlich, ob es sich bei der Affektmanipulation z.T. um einen bewusst intendierten oder i.d.R. um einen unbewussten Prozess handelt.

⁵⁹ Voigtel benutzt hierfür auch den Begriff „Antechie“ (Voigtel, 2001, S. 204).

⁶⁰ Dies lässt sich auch darauf zurückführen, dass bei der Arbeit als gesellschaftlicher Institution immer auch eine mehr oder weniger ausgeprägte Fremdbestimmung vorliegt (s.o.).

Aktivität darüber hinwegtäuscht, dass es sich hier eigentlich um eine „Regression in die hypomanische Betriebsamkeit“ handelt, die nur scheinbar mit Progressivität und Reife zu tun hat⁶¹ (ebd., S. 240f). Es ist also wichtig, zwischen echter Aktivität im Sinne von kreativem, schöpferischem Tätigsein und einer „pseudoprogessiven“ Betriebsamkeit zu unterscheiden. Letztere kann mit einer inneren Passivität einhergehen.

In den Arbeitssuchttheorien taucht häufig diese zweite Form der ‚Aktivität‘ auf, zu der Fassel anmerkt, dass die Betroffenen „auf den automatischen Piloten“ geschaltet haben und sich durch den Tag bewegen, ohne sich „wirklich auf dem Fahrersitz“ zu befinden, wobei sie das Gefühl haben, „daß etwas außerhalb von ihnen die Kontrolle übernommen hat“ (Fassel, 1994, S. 55f). Das Fallbeispiel, das Fassel zur Illustration dieser zwanghaften Betriebsamkeit bei innerer Passivität heranzieht, beschreibt eine Krankenschwester, die sich sehr für „verarmte Gelegenheitsarbeiter“ engagiert und dafür gleichzeitig in mehreren Ausschüssen Vorsitzende ist (ebd., S. 56). Das verdeutlicht, dass die innere Passivität nicht auf monotone, isolierte Tätigkeiten beschränkt ist, sondern auch bei anspruchsvoller, sozialer Arbeit vorkommt.

Bei Rohrlich finden sich Hinweise, dass Arbeit, also äußere Aktivität, mit einem inneren passiven Wunsch einhergehen kann, geführt zu werden und sich einer äußeren Anforderung zu überlassen (Rohrlich 1984, S. 163ff). In den meisten Berufen gibt es ihm zufolge fremdbestimmte, „festgesetzte“ Arbeitsziele und -aufgaben, sowie „bekannte, altbewährte Methoden“ und „vorher erlernte Techniken“, um diese zu erfüllen (ebd., S. 163f). Dies trifft selbst „auf den höchsten Ebenen der Betriebsleitung oder in den freien Berufen“ (z.B. bei Ärzten) zu (ebd., S. 163f). Auch hier können in der Regel passive Bedürfnisse befriedigt werden, da echte Kreativität und Eigeninitiative nur in wenigen Berufen nötig sind.⁶²

Rohrlich hat eine passive Haltung gegenüber der Arbeit, die auf einer schwachen Identität und damit verbundenen Abhängigkeitswünschen basiert, vor allem beim Typus der „passiv-abhängigen Arbeitssüchtigen“ beobachtet. Diese suchen sich eine Arbeit, in der sie sich der „Autorität“ einer „Organisationsstruktur“ oder festgelegter „Arbeitsziele“ unterordnen können (ebd., S. 163). Es handelt sich dabei um Menschen, „die umsorgt werden wollen, und die wollen, daß man ihnen sagt, was sie tun sollen“. Die Routine und Struktur, die ihnen die Arbeit vermittelt, wird der „Unbestimmtheit und Verschwommenheit“ der Freizeit vorgezogen (ebd.). Aufgrund einer Selbstunsicherheit lassen sie sich von ihrer Arbeit führen, die für sie eine äußere Autorität und eine Orientierungshilfe darstellt (ebd., S. 164).

⁶¹ Eine ähnliche Unterscheidung wie die zwischen progressiver und pseudoprogessiver Arbeit findet sich bei Fromm, der davon ausgeht, dass nur „produktives Tätigsein“ mit Aktivität gleichzusetzen ist, während zielgerichtete, entfremdete „Geschäftigkeit“, deren Quelle ein äußerer oder innerer Zwang ist, eigentlich eine Form von Passivität ist (Fromm, 2001, S. 90ff)

⁶² Nur schöpferische Arbeit, die durch eine „fortwährende persönliche Initiative“ und eine kreative, eigenständige „Aufstellung von Langzeitzielen“ gekennzeichnet ist (z.B. das Entwickeln neuer Produkte oder einer neuen Behandlungsmethode für eine Krankheit), lässt sich Rohrlich zufolge nicht mit passiven Abhängigkeitswünschen vereinbaren (Rohrlich, 1984, S. 163f).

Auch die in der Kindheit vernachlässigten „narzißtischen Arbeitssüchtigen“, auf die im nächsten Kapitel noch näher eingegangen wird, entwickeln eine passive Haltung gegenüber der Arbeit, die ihnen das Gefühl des Versorgt- und Gehaltenwerdens vermitteln soll (ebd., S. 182f).

In den Arbeitssuchttheorien wird also deutlich, dass Arbeit von einer inneren Passivität begleitet sein kann, und dass dies nicht vorrangig bei monotonen, anspruchsarmen Tätigkeiten vorkommt. Die passive Haltung gegenüber der Arbeit reicht für eine Suchtdiagnose jedoch noch nicht aus. Die Passivität muss sich auf die Selbstfürsorge und die Affektregulation beziehen. In einer süchtigen Dynamik würden diese an die Arbeit delegiert, die damit zum Ersatz-Objekt würde.

4.4.3.2 Arbeit als affektregulierendes Ersatz-Objekt

Der scheinbare Widerspruch zwischen der Aktivität bei der Arbeit und einer gleichzeitigen passiven Überlassung an die Arbeit lässt sich auch dadurch auflösen, dass letztere laut Voigtel auf die affektive Selbstregulation und Selbstfürsorge bezogen ist. Es können durchaus Ich-Fähigkeiten (z.B. Denken, Organisieren, Planen) beim Arbeiten betätigt werden, während gleichzeitig eine passive Überlassung an die Affekt- und Bedürfnisregulation durch die Arbeit stattfindet.⁶³ Bei Rohrlich finden sich Hinweise, dass die Arbeit tatsächlich die unbewusste Funktion eines affektregulierenden äußeren Objekts übernehmen kann.

Die „narzißtischen Arbeitssüchtigen“, die in ihrer frühen Kindheit keinen befriedigenden affektiven Austausch mit ihrer Bezugsperson erfahren haben, versuchten schon früh, durch „Daumenlutschen oder ein länger als normales Festhalten an der abgeschabten ‚Sicherheitsdecke‘ (...), sich die Illusion zu verschaffen, eine beruhigende, zuverlässige, stets verfügbare Mutter zu haben“ (Rohrlich, 1984, S. 181f). Später wird dann die vollendete Arbeit zur ‚Sicherheitsdecke‘, indem sie das Gefühl vermittelt, „gestillt und völlig gesättigt zu werden“ (ebd., S. 182). Die Decke bzw. die Arbeit stellt also ein Ersatz-Objekt dar, das als anwesendes („zuverlässiges“), bezogenes („beruhigendes“) und kontrollierbares („stets verfügbares“) menschliches Objekt imaginiert wird und das gleichzeitig eine Unabhängigkeit von den versagenden Bezugspersonen ermöglicht. Die Voraussetzung für diese suchttypische Objektillusion ist die unbewusste Phantasie, dass die sachliche Droge für menschliche Zuwendung steht (vgl. Kapitel 3.2.2.3). Rohrlich hat bei seinen Patienten beobachtet, dass für diese „*die Arbeit als eine verborgene Quelle der Liebe und Zuneigung dienen kann*“ (Rohrlich, 1984, S. 97) und damit einen Ersatz für menschlichen Kontakt darstellt. Die Arbeit bietet also (zumindest in der Phantasie) als äußeres Objekt Zuwendung, Trost und die Befriedigung passiver

⁶³ Voigtel selbst bleibt daher hinter seiner eigenen Theorie zurück, wenn er die Arbeitssucht nicht als Sucht definiert, weil dort eine vordergründige oder eine auf bestimmte Ich-Funktionen beschränkte Aktivität stattfindet. Gleichzeitig kann nämlich eine Passivität in Bezug auf die Affektregulation bestehen, wie es z.B. bei distant-adaptiv Süchtigen der Fall ist, die bei der Arbeit i.d.R. gut zurechtkommen, die sich aber für die affektive Selbststeuerung passiv einem Suchtmittel überlassen (vgl. Kapitel 3.2.3).

Versorgungswünsche. Gleichzeitig ist sie ein kontrollierbares, unbelebtes Objekt, das keine zwischenmenschliche Nähe erfordert, sondern nur erlernbare Fähigkeiten (s.o.). Da Passivität häufig mit Untüchtigkeit und Erfolglosigkeit verbunden wird, erscheint es laut Rohrlich zunächst „paradox“, dass auch „extrem erfolgreiche“ Menschen durch ihre Arbeit das passive Bedürfnis befriedigen können, „von einer starken Mutter im Arm gehalten, gestellt⁶⁴ und versorgt zu werden“ (ebd., S. 104). Die Sehnsucht nach Abhängigkeit, die bei untüchtigen, passiven Menschen „*direkt* zum Ausdruck“ kommt, wird in der Arbeit „sublimiert und *indirekt* in höher entwickelter, produktiverer und kreativerer Form ausgedrückt, aber das darunter liegende Bedürfnis, mit einem Mutterersatz in enger Fühlung zu bleiben, ist oft sehr ähnlich“ (ebd., S. 104f). Für eine Sucht ist gerade der ‚indirekte‘ Ausdruck der Abhängigkeit charakteristisch, da diese gleichzeitig gesucht und verleugnet wird (vgl. Kapitel 3.2.2.4).

4.4.4 Fallbeispiel zu psychodynamischen Arbeitssuchtkriterien

Im Folgenden wird anhand eines Fallbeispiels (Rohrlich, 1984, S. 100ff) verdeutlicht, inwiefern bei Arbeitssüchtigen tatsächlich psychodynamische Suchtkriterien vorliegen können. Es handelt sich dabei um den von Rohrlich als arbeitssüchtig diagnostizierten Zahnarzt Richard Chapman, bei dem der Wunsch nach einer passiven affektiven Überlassung an die Arbeit deutlich wird, die für ihn ein Ersatz-Objekt darstellt.

Chapman, der in seiner Kindheit wenig emotionale Fürsorge erfahren hat und Verantwortung für seine jüngeren Geschwister übernehmen musste, versuchte schon früh, durch Leistung die vermisste Anerkennung seiner Eltern zu erlangen (ebd., S. 100ff).⁶⁵ Da er von seinen primären Bezugsobjekten emotional enttäuscht und allein gelassen wurde, richtete er sein späteres Leben auf die Vermeidung dieser traumatischen Erfahrung aus (ebd., S. 102). Er stand unter dem inneren Zwang, sein Leben – auch im privaten Bereich – so zu organisieren, dass er „das Gefühl maximaler Herrschaft“ haben konnte (ebd.). Die Ehe mit seiner jüngeren und zunächst naiven und unerfahrenen Frau Anita funktionierte daher nur zu Beginn, als sie für ihn ein beherrschbares, unterlegenes Objekt darstellte und ihn bedingungslos „vergötterte“⁶⁶ (ebd., S. 97f). Als sie durch eine Schwangerschaft reifer und unabhängiger wurde und eigene Bedürfnisse entwickelte und äußerte, fühlte er sich vernachlässigt, ungeliebt und unsicher (ebd., S. 98f). Aufgrund seiner „Abhängigkeitsbedürfnisse“ und der „Angst vor Verlust und Trennung“ war für ihn die zunehmende Unabhängigkeit seiner Frau bedrohlich (ebd., S. 99). Die Beziehungsstörung mit seiner Frau kompensierte Chapman, indem er sich auf seine Arbeit zurückzog, einen Bereich, in dem er „die emotionale Befriedigung immer in der

⁶⁴ Es ist davon auszugehen, dass Rohrlich nicht ‚gestellt‘, sondern ‚gestillt‘ meinte.

⁶⁵ Die Vorstellung, dass die Liebe der Eltern an Leistungen gebunden ist, haben viele der Arbeitssüchtigen in den Fallbeispielen, die in der Literatur dargestellt werden (vgl. Schwochow, 1999). Sie erleichtert vermutlich die Phantasie, dass die Arbeit, die ebenfalls Leistungen fordert, für ein menschliches Objekt steht. Dies könnte die Wahl der Arbeit als Suchtmittel begünstigen.

⁶⁶ Sexuell bevorzugte er die Selbstbefriedigung mit Hilfe von Pornoheften, in denen die Frauen kontrollierbare, bedürfnislose Objekte waren, die in seiner Phantasie nur für ihn posierten und lächelten (ebd., S. 99).

Hand hatte“ (S. 103). Er fühlte sich von der Arbeit „gefüttert“, „geliebt und versorgt“ (ebd., S. 103f). Die Arbeit wurde also projektiv zum Träger menschlicher Zuwendung, Versorgung und Anerkennung und stand damit in Chapmans unbewusster Phantasie für ein affektiv bezogenes Objekt (vgl. Kapitel 3.2.2.3). Erst dadurch konnte er sich von der Arbeit „gehalten und erfüllt“ fühlen und die „besänftigende Empfindung“ haben, „von einer liebenden Mutter im Arm gehalten zu werden“ (ebd., S. 103). Bei der Arbeit konnten so seine passiven, oralen Abhängigkeits- und Versorgungswünsche befriedigt werden. Hier kommt auch die für die Sucht charakteristische affektregulierende Funktion zum Ausdruck: die Arbeit besänftigt und verschafft behagliche affektive Zustände.

Chapman benutzte in seiner Beschreibung der Arbeit oft Bilder, in denen seine primär passive Haltung gegenüber der Arbeit zum Ausdruck kam, so z.B. den Ausdruck „im Geschirr sein“, ein „Bild der Passivität, vom Gelenktwerden, vom Gefesseltsein, angetrieben von einem äußeren Meister“ (ebd., S. 103). In diesem Zustand fühlte er sich „bebaglich“, da er seinem Bedürfnis entsprach, „von der eigenen Arbeit eingespannt, festgehalten und besänftigt zu werden“ (ebd., S. 105). Chapman, der „Freiheit als Alleingelassenwerden“ erlebte und es vorzog, unter einem Zwang oder in vorgegebenen Strukturen zu handeln, liebte die „warmen“ Einschränkungen der Arbeit“, da sie für ihn Sicherheit und Versorgtwerden bedeuteten (ebd., S. 104). Auch wenn er selbst „die Initiative ergriff, um bestimmte Pläne zu machen oder Ereignisse herbeizuführen“, war hier nicht das Gefühl der Aktivität vorherrschend, sondern das Gefühl eines Zwangs, das sich in Ausdrücken wie „Ich *muß* dies tun, ich *muß* jenes tun“ äußerte (ebd., S. 103). Da Chapman als Zahnarzt seine Termine frei legen konnte und auch nicht in finanziellen Nöten zu sein schien, kann es sich hierbei nur um einen *inneren* Zwang handeln. Wenn er einen Patienten abwies, „hatte er das Gefühl, er sei faul oder drücke sich von der Arbeit, und er fürchtete, man werde ihn dafür bestrafen“ (ebd., S. 105f). Hier wird zum einen ein strenges Über-Ich, zum anderen auch der Wunsch nach einem – wenn auch strafenden⁶⁷ – bezogenen Objekt deutlich: Die Arbeitsumgebung wird „mit elterlicher Autorität und Wichtigkeit ausgestattet“, was laut Rohrlich „eine verborgene Möglichkeit“ darstellt, immer „eine Mutter oder einen Vater bei sich zu behalten, der oder dem man dann fortwährend zu gefallen versucht“ (ebd., S. 106). Hinter den Anforderungen und Rollenvorschriften der Arbeit können sich demnach in der unbewussten Phantasie durchaus menschliche Objekte verbergen. Dies bedeutet, dass eine starke Leistungsorientierung auch als eine passive Überlassung an ein imaginiertes äußeres oder inneres Objekt (bzw. Über-Ich) und dessen Wertmaßstäbe bezeichnet werden kann. Das strafend bezogene Objekt erscheint immer noch besser als die innere Halt- und Objektlosigkeit, die verleugnet werden muss. Es handelt sich jedoch um eine

⁶⁷ Die Arbeit stellt hier ein ambivalentes Objekt dar, das gleichzeitig strafend ist und die Selbstschädigung fördert und ein Gefühl der Liebe und Sicherheit vermittelt

tragische Illusion, da die Arbeit oder die Anforderung letztlich auch ein unbezogenes Objekt darstellt, das ein menschliches äußeres oder inneres Objekt nicht ersetzen kann. Insgesamt wurde die Arbeit für Chapman zunehmend zum Ersatz für seine Ehe (ebd., S. 97). Obwohl er als Zahnarzt in einem selbstständigen Beruf arbeitete und dort ständig zwischenmenschlichen Kontakt hatte, diente ihm die Arbeit weniger der Betätigung und Bestätigung seines Selbst, sondern erfüllte vielmehr den Wunsch nach einer passiven Überlassung an äußere Anforderungen und Strukturen, die in seiner unbewussten Phantasie für bezogene Objekte standen. Es gibt also in diesem Fallbeispiel deutliche Anzeichen für eine arbeitssüchtige Psychodynamik, auch wenn Rohrlich selber diese nicht explizit als Suchtdynamik erkennt und benennt, sondern als Beispiel dafür, dass Arbeit generell „*als eine verborgene Quelle*“ von Liebe, Zuneigung und Sicherheit dienen kann (ebd., S. 97, Hervorhebung im Original).

4.5 Typologie der Vielarbeiter/innen

Im letzten Kapitel wurde deutlich, dass Arbeit unter bestimmten Bedingungen theoretisch als Suchtmittel in Frage kommt und dass es in der Arbeitssuchtliteratur Anzeichen dafür gibt, dass Arbeit tatsächlich als Suchtmittel verwendet wird, da teilweise eine süchtige Psychodynamik erkennbar ist. Es gibt jedoch in den Theorien und Fallbeispielen zur Arbeitssucht auch viele Hinweise dahingehend, dass es sich bei dem, was als Arbeitssucht bezeichnet wird, aus psychoanalytischer Sicht häufig oder sogar meistens nicht um eine Sucht handelt. Stattdessen liegt hier entweder ein neurotisches oder ein durch äußere Zwänge bedingtes Vielarbeiten vor. Diese Vermutung ergab sich bereits aus der Erörterung der Arbeitssuchttheorien.

Eine Typologie des exzessiven Arbeitens⁶⁸ soll nun abschließend – hypothetisch – die verschiedenen süchtigen und nicht suchtbefindenden Ursachen des Vielarbeitens verdeutlichen und die Abgrenzung zwischen diesen erleichtern.

4.5.1 Arbeitssüchtige

4.5.1.1 Schwer Arbeitssüchtige

Als diagnostische Kriterien für eine schwere Arbeitssucht gelten eine strukturelle Selbststörung, mangelnde innere Objektrepräsentanzen und eine schwere Beziehungsstörung. Die Ich-Fähigkeit der Affektregulation ist bei einer schweren Sucht grundsätzlich zu schwach ausgebildet, sodass die Betroffenen immer wieder auf eine unerträgliche, durch nicht benennbare und undifferenzierte Hilflosigkeit, Ängste und Depressionen geprägte frühkindliche Affektlage regredieren. Die Arbeit würde in einem solchen Fall die psychodynamische Funktion eines affektregulierenden Ersatz-Objektes

⁶⁸ Diese Typologie dient der Abgrenzung von süchtigem und nicht süchtigem Vielarbeiten und führt daher nur psychopathologische oder durch äußere Faktoren bedingte *selbstschädigende* Formen des exzessiven Arbeitens auf. Es gibt natürlich auch Menschen, die viel arbeiten, ohne sich dabei selbst zu schädigen, weil sie z.B. auf ihre Grenzen achten und genug Ausgleich schaffen. Da diese aber auch keine ‚Suchtsymptome‘ entwickeln, müssen sie nicht explizit von den potenziell Arbeitssüchtigen abgegrenzt werden.

übernehmen, würde zunehmend zum alleinigen „Beziehungsfetisch“ werden und die gesamten bedeutsamen menschlichen Kontakte ersetzen.

Es gibt zu wenig differenzierte, die Psychodynamik mit einbeziehende Fallbeispiele in der Literatur, um an dieser Stelle eine Einschätzung machen zu können, ob eine schwere Arbeitssucht tatsächlich vorkommt und ob es sich dabei um Ausnahmen oder häufige Fälle handelt. Das oben dargestellte Fallbeispiel des Zahnarztes gibt zwar Hinweise auf ein süchtiges Arbeitsverhaltens. Die psychische Struktur von Chapman wird jedoch nicht differenziert genug dargestellt, um seine Arbeitsstörung eindeutig der schweren Arbeitssucht zuordnen zu können. Noch weniger ist eine Zuordnung bisheriger Fallbeispiele zu den von Voigtel dargestellten verschiedenen Formen der schweren Sucht möglich.

4.5.1.2 Symptomatisch Arbeitssüchtige

Die im ersten Teil dieser Arbeit erläuterten Theorien von Rohrlich und Berger stellen die Arbeitssucht als eine ‚Entgleisung‘ eines neurotischen oder persönlichkeitsbedingten Vielarbeitens dar. In ihren Typologien der Arbeitssüchtigen tauchen zahlreiche unterschiedliche Ursachen und Psychodynamiken des Vielarbeitens auf, die aus psychoanalytischer Sicht nur zum Teil Anhaltspunkte für das Vorliegen einer Sucht bieten. Dies ließe sich dadurch erklären, dass bei einigen der von ihnen behandelten Patient/innen möglicherweise eine symptomatische Arbeitssucht neben einer zentralen neurotischen Problematik auftrat. Die Sucht wäre hier nach Voigtel nur ein Teil einer komplexen Abwehrformation, aber keine eigendynamische seelische Krankheit. Auch hier müssten jedoch die psychodynamischen Aspekte der Affektmanipulation und der passiven Überlassung an das Suchtobjekt Arbeit auftreten. Es müsste auch eine Selbstschwäche oder Selbstverurteilung und eine zumindest vorübergehende Abwesenheit äußerer stabilisierender Objekte vorliegen, um eine symptomatische Arbeitssucht zu ermöglichen.

Es wäre meines Erachtens sinnvoll, in solchen Fällen z.B. von depressiven oder zwanghaften „Arbeitsstörungen“ mit zeitweise süchtiger Symptomatik zu sprechen, da das Vielarbeiten hier vor allem der Lösung eines depressiven oder zwanghaften Konflikts dient. Wenn man in diesen Fällen von „abhängig-depressiven“ oder „kontrolliert zwanghaften Arbeitssüchtigen“ spricht (Berger, 2000, S. 99ff), kann der falsche Eindruck entstehen, dass die Sucht hier die zentrale Störung ist.

4.5.1.3 Reaktiv Arbeitssüchtige

Es wurde bereits ausführlich erläutert, dass sowohl tayloristische, als auch entgrenzte Arbeitsbedingungen die psychische Struktur eines Menschen schwächen bzw. schädigen können. Voigtel geht daher davon aus, dass u.a. Arbeitsbedingungen als mögliche Ursache für die Entstehung einer reaktiven Sucht in Frage kommen: Sie können eine äußere Zwangslage darstellen, aus der sich die Betroffenen nicht befreien können (weil

sie auf ihren Arbeitsplatz existenziell angewiesen sind), auch wenn sie das gerne möchten, und aus denen ihnen niemand anders heraushelfen kann (Voigtel, 2001, S. 225f.). Hier werden laut Voigtel oft Drogen wie Nikotin oder Koffein eingesetzt, um die Affekte der Hilflosigkeit zu dämpfen, den natürlichen Bewegungsdrang ruhig zu stellen oder um nicht einzuschlafen (ebd., S. 225). Das Suchtobjekt hilft hier, die Hilflosigkeitsaffekte zu dämpfen und ermöglicht die Erfüllung der weit verbreiteten Über-Ich-Norm, seine Probleme alleine, ohne fremde Hilfe zu bewältigen (vgl. Kapitel 3.2.5). Heide geht davon aus, dass bei monotoner, fremdbestimmter Arbeit, die wenig Gestaltungsmöglichkeiten bietet, auch die Arbeit selber oft als betäubendes Suchtmittel eingesetzt wird, um die „Frustration über dieses reduzierte Leben“ nicht spüren zu müssen (Heide, 2003, S. 42; vgl. Kapitel 2.2.1.4).

Ob Arbeit tatsächlich auch reaktiv als Suchtmittel eingesetzt wird, also nach Voigtel von Menschen, die keine durch (früh)kindliche Erfahrungen bedingte strukturelle, neurotische oder Persönlichkeitsstörung haben, sondern durch eine spätere äußere Zwangslage destabilisiert wurden, konnte auf der Basis des vorliegenden empirischen Materials nicht geklärt werden.

4.5.2 Neurotische oder persönlichkeitsbedingte Vielarbeiter/innen

In den Arbeitssuchttheorien und den Fallbeispielen werden häufig neurotische oder persönlichkeitsbedingte Arbeitsstörungen beschrieben, die dazu führen, dass die Betroffenen unter einem inneren Zwang stehen, viel und/oder angestrengt und/oder zwanghaft und perfektionistisch zu arbeiten. Es ist davon auszugehen, dass in vielen dieser Fälle gar keine süchtige Problematik vorliegt, sondern eine psychopathologische Störung, die lediglich auf der Ebene der Symptome Ähnlichkeiten mit süchtigem Verhalten aufweist. Die Arbeit wird hier z.B. eingesetzt, um einen neurotischen Konflikt abzuwehren oder ein neurotisches Bedürfnis zu befriedigen, wie beim „wetteifernden Arbeitssüchtigen“ (Rohrlich 1984, S. 152f). Dieser strebt laut Rohrlich aufgrund eines ungelösten ödipalen Konfliktes durch die Arbeit nach Anerkennung und Respekt, da Macht und Erfolg in seiner unbewussten Phantasie für einen großen Penis stehen, den er (unbewusst) zu benötigen glaubt, damit er seinen Vater überrunden kann und diesem von der Mutter vorgezogen wird (ebd., S. 153). Hier finden sich weder Hinweise auf eine strukturelle oder neurotische Selbstschwäche, noch psychodynamische Kriterien der Affektmanipulation und der Objektivtillusion, sodass es sich aus psychoanalytischer Sicht nicht um eine Sucht handelt.

Auch bei den zwanghaften Arbeiter/innen, die in fast jeder Typologie von Arbeitssüchtigen auftauchen⁶⁹ und die Fassel als den Prototyp bzw. das „Klischeebild vom Arbeitssüchtigen“ bezeichnet (Fassel, 1994, S. 35), liegt wahrscheinlich in der

⁶⁹ Bei Fassel werden sie als „zwanghafte Arbeiter“ bezeichnet (Fassel, 1994, S. 35ff), bei Rohrlich sind es die „zwangsneurotischen Arbeitssüchtigen“ (Rohrlich, 1984, S. 161ff), bei Berger die „kontrolliert-zwanghaften Arbeitssüchtigen“ (Berger, 2000, S. 100f.)

Regel keine Sucht vor. Die zwanghafte Persönlichkeitsstörung zeigt sich im Arbeitsverhalten und ruft Symptome hervor, die auf der deskriptiven Ebene denen der Arbeitssucht sehr ähnlich sind (vgl. Kapitel 2.1.4). Psychodynamisch geht es jedoch, wie Berger am Beispiel des „kontrolliert-zwanghaften“ Arbeitsstils darstellt, um ein „überwertiges Sicherheitsbedürfnis“, das zur Vermeidung von Risiken, sowie zu einer permanenten Selbstkontrolle führt (Berger, 2000, S. 101). Laut König haben zwanghafte Menschen große Angst vor unkontrollierbaren Konflikten, Unsicherheit und Unordnung (König, 1998, S. 43ff). Sie projizieren ihr eigenes inneres Chaos auf die Außenwelt und versuchen es dort zu bekämpfen, indem sie ständig für Ordnung sorgen (ebd., S. 43). Der Arbeitsstil der Zwanghaften wird durch das Streben nach „Systematik, Ordnung und Vollständigkeit“, sowie nach Perfektion bestimmt (ebd., S. 44, 75). Daher arbeiten diese Menschen oft wesentlich länger und angestrenzter als andere (ebd., S. 75). Zudem ist ihre Arbeit oft „durch latenten Protest gegen äußere Arbeitsanforderungen bestimmt“, was zu unbewussten Verzögerungen und Unproduktivität führen kann. Auch das verlängert die Arbeitszeit (ebd.).

Für Fassel reicht die Tatsache, dass der „zwanghafte Arbeiter“ permanent arbeitet, als Beweis dafür aus, dass es sich um einen *Arbeitssüchtigen* handelt: „Auch wenn er hinsichtlich seiner Sucht unehrlich ist und feindselig reagiert, wenn man ihn darauf anspricht, ist er doch leicht zu überführen, weil er ständig arbeitet“ (Fassel, 1994, S. 37). Laut König wäre es allerdings „verfehlt“, in solchen Fällen „von einem suchtähnlichen Verhalten“ zu sprechen (König, 1998, S. 75). Diese These wird durch das psychoanalytische Suchtverständnis bestätigt, da demnach bei zwanghaften Arbeiter/innen eindeutig eine andere Psychodynamik als bei der Sucht vorliegt. Daher können hier der innere Zwang zum Arbeiten, die extreme Arbeitsorientierung und soziale, psychische und physische Folgeschäden des Vielarbeitens nicht als Hinweise für eine Arbeitssucht dienen.

In den Fallbeispielen zur Arbeitssucht tauchen neben den zwanghaften Arbeiter/innen auch häufig Menschen mit einer vorwiegend depressiven Neurose auf. Auch diese können unter dem inneren Zwang stehen, ständig arbeiten zu müssen, aber aufgrund einer ganz anderen Psychodynamik. Die depressiv strukturierten Vielarbeiter/innen arbeiten oft übermäßig, um ihr strenges Über-Ich und das damit verbundene permanente schlechte Gewissen zu besänftigen und um ihr geringes Selbstwertgefühl durch Leistung und die dafür erhoffte Anerkennung und Zuwendung auszugleichen. Diese Menschen hatten in der Kindheit häufig „große Angst (...), die Liebe der Eltern zu verlieren, und mußte(n) sich deshalb streng nach ihren Verboten und Geboten richten, um geliebt zu werden, und sich selbst große Leistungen abverlangen, um das eventuelle oder tatsächliche Liebesdefizit auszugleichen (beides ist erforderlich für die Aufrechterhaltung des Selbstwertgefühls)“ (Mentzos, 1999, S. 188).

Diese innere Dynamik illustriert das Fallbeispiel eines ‚Arbeits-süchtigen‘ bei Schwochow: Wolfram, ein 44-jähriger Amtsleiter eines Sozialamtes, hat sein Zuhause in der Kindheit manchmal als „unerträglich“ empfunden und hatte den Eindruck, dass er nur dann ein guter Mensch ist, wenn er etwas leistet (Schwochow, 1999, S. 14). Er hat oft Selbstzweifel und ein sehr geringes Selbstwertgefühl: „Ich verkaufe mich zwar nach außen gut, in Wirklichkeit aber habe ich ganz viele Mängel“ (ebd., S. 15). Durch sein exzessives Arbeiten versucht er sein strenges Über-Ich zu besänftigen: „Ich muß irgendwas machen, sonst hab ich ein furchtbar schlechtes Gewissen“ (ebd., S. 19). Aber auch wenn er fleißig ist und sich anstrengt, reicht es nie aus, um ihm das Gefühl zu geben, genug getan zu haben: „Ich kann machen, was ich will, ich bin nie gut genug. Und das ist schrecklich“ (ebd., S. 18). Wolfram treibt sich also permanent zu Höchstleistungen an, um sich nicht völlig verurteilen zu müssen (ebd., S. 21). Eine *süchtige* Psychodynamik ist hier nicht erkennbar.

4.5.3 Vielarbeiter/innen in entgrenzter Arbeit

Entgrenzte Arbeitsformen können insbesondere dann, wenn sie mit Arbeits- und Zeitdruck verknüpft sind, zu suchtähnlichen Symptomen führen. Diese „Suchtsymptome“ ergeben sich nicht aus einer individuellen Suchtdisposition, sondern aus den äußeren Arbeitsbedingungen (vgl. Kapitel 2.2.2). Daher findet sich hier oft auch keine süchtige Psychodynamik, in der die Arbeit die Funktion eines Ersatz-Objekts bekommt, dem die Arbeitenden passiv die Regulation ihrer Affekte überlassen und das sie einem anderen Menschen aufgrund ihrer Näheängste vorziehen.

Es gibt in der Literatur einige Fallbeispiele von Vielarbeiter/innen in entgrenzten Arbeitsformen, wo weder eine neurotische, noch eine süchtige Thematik im Vordergrund steht, sondern äußere Arbeitszwänge und Überlastungen. So zitiert Peter eine IBM-Angestellte, die in ihrem Betrieb grundsätzlich eine „zunehmende Leistungsverdichtung“ beobachtet, über die viele Mitarbeiter/innen klagen (Peter, 2002, S. 183, zitiert nach IG Metall, 2000, S. 45f). Diese führt u.a. dazu, dass Termine nicht eingehalten werden können: „Ich habe meine Arbeit weiterhin geschafft, aber langsam droht sie mich zu schaffen. Ich wache nachts auf und klebe mir Haftzettel an die Stirn, immer noch getreu meinem Glauben an Zeitmanagement...“ (ebd., S. 184). Hier geht es also zunächst vor allem um eine Überforderungssituation, wie sie laut Kratzer typisch für die entgrenzten Arbeitsformen ist (vgl. Kapitel 4.2). Zudem wird deutlich, dass diese Überforderung – ebenfalls charakteristisch für entgrenzte Arbeit – selbstorganisiert, also individuell bewältigt werden muss. Aufgrund der Verknüpfung kaum zu bewältigender Leistungsanforderungen mit individuellen Gestaltungsspielräumen schreibt diese Angestellte die Ursache für die Überlastung sich selbst zu: „Ich selber bin es, die ihre Projekte, vielleicht gerade weil diese in so nervenaufreibender Zusatzarbeit konzipiert und begonnen wurden, nicht platzen lassen will“ (ebd., S. 184). Die Betroffene merkt, dass diese Vielarbeit langfristig selbstschädigend ist: Sie hat Angst, ihre für diese Arbeit

wichtigste Qualifikation zu verlieren, nämlich ihre Kraft, ihre Ausstrahlung und ihre Überzeugungsfähigkeit, die sie zur Motivierung und Ermutigung anderer benötigt (ebd.). Dennoch steht sie scheinbar unter dem verinnerlichten äußeren Zwang – vermutlich auch aus Angst vor Arbeitsplatzverlust – so weiter zu arbeiten, da sie die Möglichkeit zu kündigen oder weniger zu leisten nicht erwähnt.

Peter zufolge verdeutlicht dieses Fallbeispiel „eindringlich“, dass „Arbeitssituationen, in denen sich intrinsische Arbeitsmotivation und ein hoher Arbeitsdruck überschneiden, (...) für den Übergang von hoher psychischer Arbeitsbelastung in Arbeitssucht prädisponiert“ sind (ebd., S. 184). Aus psychoanalytischer Sicht gibt es hier jedoch keine Anzeichen für ein süchtiges Verhalten, sondern lediglich für eine hohe psychische Arbeitsbelastung. Die Tatsache, dass diese zu Schlafstörungen oder zum Gefühl des Ausgebranntseins führt, ist kein Anzeichen für eine Sucht, sondern eine Illustration der psychischen und physischen Schädlichkeit exzessiven Arbeitens.

Diese betrifft auch viele Menschen in selbstständigen Berufen. Laut Gross dient das exzessive Arbeiten hier oft nicht nur der Verdrängung von Konflikten, sondern wird auch durch „massive Existenzängste“ bedingt: „Man ist zur Erhaltung der eigenen wirtschaftlichen Existenz auf Aufträge angewiesen und nimmt alles, was man bekommen kann“ (Gross, 1992, S. 130). Dies kann dazu führen, dass Arbeitszeiten von 15 Stunden zur Regel werden. Gross zitiert hierzu Hartmut, der als freier Graphiker arbeitet und der oft umfangreiche, zeitlich befristete Aufträge bekommt, „wo ich dann eben tagelang unter solchem Druck stehe, daß ich genau weiß, ich muß irgendwann fertig werden, und dann nur unter diesem Druck auch wirklich ganz intensiv arbeite, und zwar viel intensiver, als ich normalerweise plane“ (ebd., S. 130). Hartmut merkt, dass ihm dieses zum Teil 24 Stunden lange exzessive Arbeiten physisch und psychisch schadet, dass er dabei über eine Grenze hinausgeht, die er „eigentlich nicht überschreiten sollte“ (ebd., S. 130). Er empfindet dann „die ganze Arbeit als negativ“ und hat keinen Spaß mehr daran, zwingt sich aber zum Durchhalten, weil er unter dem äußeren Zwang steht, „Geld verdienen zu müssen“ (ebd., S. 130f.). Er selber versucht seine Arbeit so zu planen, dass er mit der Zeit gut hinkommt, aber da er auf Lieferanten angewiesen ist, die teilweise ihre Termine nicht einhalten, und da er manchmal auch zusätzliche Termine annehmen muss, die nicht eingeplant waren, kommt es zu Verzögerungen, „so daß ich oftmals gezwungen bin, meinetwegen 20 oder mehr Stunden hintereinander zu arbeiten“ (ebd., S. 131). Durch den hohen Stresspegel kann Hartmut nach solchen langen Arbeitsphasen kaum abschalten und hat Schlafschwierigkeiten. Manchmal trinkt er dann „drei Flaschen Bier oder so, einfach so, einfach weil ich keinen anderen Weg kenne, um runterzukommen“ (ebd., S. 131). Er empfindet dieses exzessive Arbeiten, wo man „ständig so alles aus sich rausholt, (...) immer als unnatürlich“ (ebd., S. 131). Sobald der Liefertermin vorbei ist, versucht er daher „erstmal mindestens einen Tag gar nichts“ oder „irgendwas völlig Entspannendes zu tun“, was ihm „einfach gefällt“ (ebd., S. 131).

Für Gross ist dieser Fall ein Beispiel für Arbeitssucht, obwohl Hartmut nicht einmal nach Gross eigenem Suchtbegriff (vgl. Kapitel 2.1.4.5) Merkmale eines Suchtverhaltens zeigt: Hartmut flüchtet offenbar weder vor Beziehungsproblemen, noch vor inneren Konflikten in die Arbeit. Auch hier wird also vielmehr deutlich, dass entgrenzte Arbeitsstrukturen zu selbstschädigendem exzessiven Arbeiten führen können und Suchtsymptome hervorrufen können, ohne dass es Hinweise für eine süchtige Dynamik oder ein neurotisches Arbeitsverhalten gibt.

5 Zusammenfassung und Ausblick

Die Ausgangsfrage dieser Arbeit war, ob und unter welchen psychodynamischen und arbeitsstrukturellen Bedingungen Arbeit als Suchtmittel in Frage kommt.

Zunächst wurden bisherige Arbeitssuchttheorien im Hinblick darauf analysiert, ob und inwieweit sie eine Antwort auf diese Frage geben können. Dabei wurde deutlich, dass diese Theorien vor allem unterschiedliche individuelle, arbeitsstrukturelle und sozioökonomische Ursachen des Vielarbeitens herausgearbeitet haben. Da dieses häufig zu Symptomen führt, die auch bei einer Sucht auftreten können, gehen diese Theorien davon aus, dass es sich dabei um jeweils unterschiedlich bedingtes *süchtiges* Arbeiten handelt. Sucht wird also in den bisherigen Arbeitssuchttheorien lediglich auf der Ebene der Symptome definiert. Selbst die psychoanalytisch orientierten Autoren legen ihrer Arbeitssuchttheorie kein psychodynamisches Suchtkonzept zugrunde. Es konnte gezeigt werden, dass auf der deskriptiven Ebene, also ohne die Berücksichtigung psychodynamischer Suchtkriterien, eine Abgrenzung zwischen süchtigem und nicht süchtigem selbstschädigenden Arbeiten kaum möglich ist und daher in den bisherigen Theorien nicht gelingt. Es bedarf daher eines psychodynamischen Suchtkonzeptes, um klären zu können, ob und inwiefern exzessives Arbeiten tatsächlich auf einer Sucht basieren kann, und um eine Sucht nach Arbeit von anders bedingtem Vielarbeiten abgrenzen zu können.

Im zweiten Teil dieser Arbeit wurden daher auf der Grundlage des aktuellen psychoanalytischen Suchtmodells von Voigtel psychogenetische und psychodynamische Kriterien der Sucht dargestellt. Die psychischen Voraussetzungen für die Entstehung einer Sucht sieht Voigtel in einer mehr oder weniger ausgeprägten Störung oder Schwäche des Selbst, einer damit verbundenen Beziehungsstörung und einer starken, angstbesetzten Abhängigkeit von äußeren Objekten. Diese basiert

- a) auf einem unzureichenden affektiven Austausch zwischen dem Kleinkind und seiner primären Bezugsperson und einer damit verbundenen mangelnden Verinnerlichung von Objektrepräsentanzen (schwere Sucht),
- b) auf einer fehlenden spürbaren Wertschätzung oder Liebe von Seiten der Bezugsobjekte in späteren Entwicklungsphasen, die zu einer Integration zu negativer

Selbst- und Objektrepräsentanzen und Objektwertungen geführt hat (symptomatische Sucht),

- c) auf einer Traumatisierung oder einer Zwangslage, verbunden mit einem affektiven Alleingelassenwerden im Erwachsenenalter, die zu einer Zerstörung bereits erworbener psychischer Strukturen führen (reaktive Sucht).

Die psychodynamische Funktion der Sucht ist laut Voigtel zum einen, die mit der Selbstschwäche und der Beziehungsstörung einhergehenden unerträglichen Affekte nicht wahrnehmen zu müssen. Dazu dient die Manipulation der Affekte durch affektverändernde Mittel oder Tätigkeiten. Die Psychodynamik der Sucht wird jedoch vor allem durch die unbewusste Phantasie bestimmt, dass es sich bei dem Suchtmittel um ein bezogenes, menschliches Objekt handelt, das die fehlenden oder unzureichend guten inneren oder äußeren Objekte und deren Funktion der Selbstfürsorge, -regulation und -tröstung ersetzen soll. Gleichzeitig kann sich der süchtige Mensch auf diese Weise unabhängig und autark fühlen, da er ja ‚in Wirklichkeit‘ niemanden zu brauchen scheint: Es ist kein ‚echter‘ Mensch anwesend. Voigtel spricht daher auch von einer ‚doppelten Objektillusion‘, bei der ein Abhängigkeitswunsch gleichzeitig agiert und abgewehrt wird. Süchtige überlassen sich passiv einem unbelebten Suchtobjekt, das ihre unerträglichen Affekte regulieren soll, ohne dass sie dafür in einen zwischenmenschlichen Kontakt treten müssen, der ihnen schwer fällt und Angst macht.

Im dritten Teil dieser Arbeit wurde auf der Grundlage dieses psychodynamischen Suchtmodells zunächst erläutert, ob und inwiefern Arbeit theoretisch als Suchtmittel in Frage kommen kann. Dabei wurde auch die Theorie der psychoanalytischen Sozialforschung berücksichtigt, nach der Arbeitsstörungen grundsätzlich nicht nur durch individuelle, sondern auch durch arbeitsstrukturelle Faktoren bedingt sind. Zunächst wurde die allgemeine psychische Bedeutung, die Arbeit für das Individuum in der Arbeitsgesellschaft hat, aus arbeitspsychologischer Sicht dargestellt. Dabei wurde deutlich, dass sich die Arbeit – sofern sie als Suchtmittel in Frage kommt – erheblich von anderen Suchtmitteln unterscheidet, da sie für die meisten Menschen in der Arbeitsgesellschaft einen zentralen Stellenwert hat. Dies liegt nicht nur daran, dass sie der Existenzsicherung dient. Sie hat auch eine strukturbildende, trieb- und bedürfnisregulierende, sowie sinn- und identitätsbildende Funktion, die sogar zu einer mehr oder weniger ausgeprägten psychischen Abhängigkeit von der Arbeit führen kann. Die Arbeit unterscheidet sich aber auch darin von anderen Suchtmitteln, dass es nicht *die* Arbeit gibt, sondern eine Vielzahl von Arbeitsbedingungen, die sich inhaltlich, formal und strukturell erheblich voneinander unterscheiden können.

Es stellte sich daher die Frage, ob bestimmte Arbeitsstrukturen die Entwicklung einer Arbeitssucht begünstigen. In Anlehnung an Voigtels Suchtmodell wurden Kriterien entwickelt, die eine Arbeit *theoretisch* als Suchtmittel besonders geeignet machen. Dabei wurde deutlich, dass entgrenzte, also flexibilisierte und selbstorganisierte Arbeit u.a.

aufgrund ihrer Verfügbarkeit, ihrer Ambivalenz, ihrer scheinbaren Kontrollierbarkeit und ihres erhöhten Selbstschädigungs- und Stresspotenzials eher als Suchtmittel in Frage kommt als traditionelle, durch Standardisierung und Fremdorganisation geprägte Arbeit. Das bedeutet jedoch *nicht*, dass entgrenzte Arbeit automatisch zur Arbeitssucht führt. Ob jemand eine Sucht entwickelt oder nicht, hängt *vor allem* von seinen individuellen psychischen Voraussetzungen ab. Nach Voigtels Theorie scheint es allerdings möglich zu sein, dass insbesondere entgrenzte Arbeit auch die psychischen Voraussetzungen für eine reaktive Sucht schaffen kann: Indem sie eine Identifikation mit fremden, die Selbstausbeutung forcierenden Interessen fördert, kann sie potenziell zu einer Schädigung oder Schwächung des Selbst im Erwachsenenalter führen. Ob diese mögliche Selbstschwächung durch Arbeit bei Menschen tatsächlich traumatisierend wirkt und eine reaktive (Arbeits-)Sucht auslöst, konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht geklärt werden.

Bei der Analyse der Arbeitssuchtliteratur fanden sich Hinweise, dass einige der als arbeitssüchtig bezeichneten Patient/innen zumindest die psychischen *Voraussetzungen* für eine schwere oder reaktive Sucht erfüllen, da bei ihnen eine mehr oder weniger ausgeprägte narzisstische Selbst- und Beziehungsstörung vorliegt. Die Frage, ob die Arbeit auch tatsächlich als Suchtmittel eingesetzt wird, konnte aufgrund des unzureichenden empirischen Materials nicht abschließend beantwortet werden. Es konnte allerdings gezeigt werden, dass Arbeit *theoretisch* als Suchtmittel in Frage kommt und dass in den Fallbeispielen und Theorien zur Arbeitssucht auch psychodynamische Suchtkriterien auftauchen. So gibt es z.B. Menschen, die das exzessive Arbeiten zur Manipulation unangenehmer oder unerträglicher Affekte einsetzen. An einem Fallbeispiel von Rohrlich ließ sich verdeutlichen, dass auch die Illusion bestehen kann, dass es sich bei der Arbeit um ein bezogenes Objekt mit menschlichen Eigenschaften handelt, von dem man besänftigt und geliebt wird. Es konnte gezeigt werden, dass entgegen der These von Voigtel auch kreative, nicht-monotone Arbeit mit der Suchtdynamik einer passiven Überlassung an das unbelebte Objekt vereinbar ist. Es wurde deutlich, dass der betreffende Zahnarzt sich und seine Affektregulation passiv der Arbeit überlässt, die für ihn ein Ersatz-Objekt darstellt, das verfügbarer, zuverlässiger und kontrollierbarer als seine Ehefrau ist und das seine starken Ängste vor zwischenmenschlicher Nähe nicht aktiviert. Viele der Fallbeispiele in der Arbeitssuchtliteratur enthalten jedoch *keine* Hinweise auf eine solche süchtige Psychodynamik. Dies kann daran liegen, dass es sich hier nicht um eine Sucht handelt, oder dass die Sucht ‚nur‘ symptomatisch ist und eine andere Störung im Vordergrund steht oder dass die durchgeführten Interviews nicht geeignet waren, um eine süchtige Psychodynamik erkennbar zu machen.

Abschließend wurde eine Typologie des Vielarbeitens entwickelt, die eine Abgrenzung zwischen den verschiedenen hypothetischen Formen der Arbeitssucht und anderen

äußeren oder inneren Zwängen zum selbstschädigenden exzessiven Arbeiten ermöglicht. Neben der schweren, symptomatischen und reaktiven Arbeitssucht wurden dort auch neurotische und/oder persönlichkeitsbedingte, aber nicht süchtige Ursachen des Vielarbeitens, sowie verinnerlichte äußere Zwänge im Zusammenhang mit entgrenzter Arbeit berücksichtigt. Nicht berücksichtigt wurden Menschen, die zwar viel arbeiten, die dabei aber nicht die Grenze zum Vielarbeiten im Sinne eines selbstschädigenden Arbeitens überschreiten und daher auch keine sucht- oder suchthähnlichen Symptome entwickeln.

Es ist das Verdienst der bisherigen Arbeitssuchttheorien, dass sie ein Bewusstsein für die potenziellen physischen, psychischen und sozialen Folgeschäden exzessiven Arbeitens geschaffen haben. Bislang beschränken sich diese Theorien allerdings auf die Darstellung neurotisch, gesellschaftlich und arbeitsstrukturell bedingten Vielarbeitens, das sie fälschlicherweise mit einer Sucht nach Arbeit gleichsetzen. Das Herausarbeiten dieser verschiedenen Ursachen exzessiven Arbeitens gelingt den betreffenden Autor/innen zwar gut, lässt jedoch das Phänomen des *süchtigen* Arbeitens weitgehend ungeklärt.

Das Anliegen dieser Arbeit war daher zum einen, die theoretischen Defizite in den bisherigen Arbeitssuchttheorien aufzuzeigen und auf der Basis eines psychodynamischen Suchtbegriffs eine Grundlage für eine spezifische Definition der Arbeitssucht und ihrer Voraussetzungen zu schaffen. Dadurch sollte ermöglicht werden, verschiedene mögliche Ursachen exzessiven Arbeitens voneinander unterscheiden und abgrenzen zu können. Eine solche Abgrenzung, die in den bisherigen Arbeitssuchttheorien nicht erfolgt, ist notwendig, da eine Sucht eine andere Psychogenese und Psychodynamik aufweist und daher anders behandelt werden muss als z.B. eine zwanghafte Persönlichkeitsstörung, die auf der symptomatischen Ebene leicht mit der Arbeitssucht verwechselt wird. Noch schwerwiegender ist es, wenn die Folgeerscheinungen selbstschädigender Arbeitsstrukturen für eine Sucht nach Arbeit gehalten werden, da in diesem Fall ein gesellschaftliches Problem individualisiert wird und eine ‚normale‘ Reaktion auf äußere Zwänge pathologisiert wird. Dadurch werden die eigentlichen wirtschaftlichen und arbeitsstrukturellen Ursachen dieses Vielarbeitens verschleiert und können nicht beseitigt werden.

Es ist meines Erachtens sinnvoll, nur in solchen Fällen von einer Arbeitssucht zu sprechen, in denen tatsächlich die Sucht die zentrale Krankheit darstellt.⁷⁰ Wenn andere neurotische und/oder persönlichkeitsbedingte Störungen im Vordergrund stehen, wäre dagegen der Begriff ‚Arbeitsstörung‘ passender und weniger irreführend, selbst wenn teilweise zusätzlich eine begleitende Suchtdynamik auftreten sollte. In den Fällen, in denen das exzessive Arbeiten primär durch äußere Zwänge verursacht wird, sollte eine Pathologisierung und eine Individualisierung des Problems vermieden werden, indem

⁷⁰ Ob dies grundsätzlich auch bei der reaktiven Sucht möglich ist, ob also spätere Traumatisierungen auch eine schwere, eigenständige Suchtkrankheit auslösen können, wird in Voigtels Modell nicht klar und müsste noch weiter erforscht werden.

z.B. neutraler von ‚selbstschädigendem Arbeiten‘ gesprochen wird, das u.a. durch die Entgrenzung von Arbeit zustande kommen kann.

Um die in dieser Arbeit entwickelten Hypothesen, insbesondere in Bezug auf die verschiedenen Formen der Arbeitssucht, empirisch zu überprüfen, müsste es auf der Grundlage eines psychoanalytischen Sucht- und Arbeitsbegriffs weitere qualitative Forschung u.a. zu folgenden Fragestellungen geben:

- Wird Arbeit von schwer Süchtigen als Suchtmittel gewählt? Wenn ja: Sind bei der Arbeitssucht die von Voigtel postulierten drei Formen der schweren Sucht anzutreffen oder handelt es sich in der Regel um distant-adaptive Arbeitssüchtige?
- Hat die Sucht nach Arbeit in der Regel ‚nur‘ symptomatischen Charakter?
- Werden die Symptome der Arbeitssucht häufig durch eine Sucht ausgelöst? Oder ist es so, dass meistens eine andere neurotische bzw. persönlichkeitsbedingte Störung oder objektive Arbeitsbedingungen zu scheinbaren Suchtsymptomen führen, wie dies die Mehrzahl der bisherigen Fallbeispiele zur Arbeitssucht nahe legen?
- Können Arbeitsbedingungen eine reaktive Sucht auslösen? Wenn ja: Lösen sie eine reaktive *Arbeitssucht* aus oder sind es eher andere Suchtmittel, die zur Bewältigung solcher äußerer Zwangslagen eingesetzt werden?

Insgesamt wäre es wünschenswert, wenn durch den wissenschaftlichen Diskurs zum Thema Arbeitssucht die Arbeit, die meines Erachtens in unserer Gesellschaft zunehmend überbewertet und zum Selbstzweck erhoben wird, wieder realistischer eingeschätzt und auch in ihren schädlichen und entfremdenden Dimensionen stärker als bisher wahrgenommen würde.

6 Literaturverzeichnis

- Berger, Peter (2000). Psychotherapie von Arbeitssucht. In Stefan Poppelreuter; Werner Gross (Hrsg.), *Nicht nur Drogen machen süchtig. Entstehung und Behandlung von stoffungebundenen Süchten* (S. 93-111). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Boyer, Robert (1992). Neue Richtungen von Managementpraktiken und Arbeitsorganisation. Allgemeine Prinzipien und nationale Entwicklungspfade. In Alex Demirovic u.a. (Hrsg.), *Hegemonie und Staat. Kapitalistische Regulation als Projekt und Prozess* (S. 55-103). Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot.
- Breitsamer, Josef & Reiners-Kröncke, Werner (1997). *Arbeitssucht – ein umstrittenes Phänomen. Ursachen – Formen – Folgen – Hilfen*. St. Augustin: Asgard-Verlag.
- Burian, Wilhelm (1994). *Die Rituale der Enttäuschung. Die Psychodynamik der Droge und die psychoanalytische Behandlung der Drogenabhängigkeit*. Wien: Picus.
- Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen – Textrevision – DSM-IV-TR (2003). Übersetzt nach der Textrevision der vierten Auflage des DSM-IV der American Psychiatric Association. Deutsche Bearbeitung und Einführung von H. Saß, H.-U. Wittschen, M. Zaudig und I. Houben. Göttingen: Hogrefe.
- Dornes, Martin (1993). *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Dreßen, Wolfgang (1982). *Die pädagogische Maschine. Zur Geschichte des industrialisierten Bewußtseins in Preußen/Deutschland*. Frankfurt/M.: Ullstein.
- Fassel, Diane (1994). *Wir arbeiten uns noch zu Tode. Die vielen Gesichter der Arbeitssucht*. München: Knaur.
- Ferenczi, Sándor (1933). Sprachverwirrung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind. Die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft. *Schriften zur Psychoanalyse*, Vol. II, S. 303-313.
- Freud, Sigmund (1930). *Das Unbehagen in der Kultur*. Studienausgabe, Bd. IX. Frankfurt/M.: Fischer (2000).
- Freud, Sigmund (1950). *Aus den Anfängen der Psychoanalyse. Briefe an Wilhelm Fließ. Abhandlungen und Notizen aus den Jahren 1887-1902*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Friedman, Meyer & Rosenman, Ray H. (1975). *Der A-Typ und der B-Typ*. Reinbek: Rowohlt.
- Fromm, Erich (2001). *Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft*. 30. Auflage. München: DTV.
- Gross, Werner (1991). *Sucht ohne Drogen. Arbeiten, Spielen, Essen, Lieben....* Frankfurt/M.: Fischer.
- Gross, Werner (1992). *Was ist das Süchtige an der Sucht?* Geesthacht: Neuland.
- Gleißmann, Wilfried & Peters, Klaus (2001). *Mehr Druck durch mehr Freiheit. Die neue Autonomie in der Arbeit und ihre paradoxen Folgen*. Hamburg: VSA.

- Heide, Holger (1999). *Skizze der theoretischen Grundlagen für eine vergleichende empirische Untersuchung*. Bremen: SEARI.
- Heide, Holger (2001). *Individual and social economic dimensions of work addiction*. Bremen: SEARI.
- Heide, Holger (2003). Arbeitsgesellschaft und Arbeitssucht – Die Abschaffung der Muße und ihre Wiederaneignung. In Holger Heide (Hrsg.), *Massenphänomen Arbeitssucht. Historische Hintergründe und aktuelle Bedeutung einer Volkskrankheit* (S. 19-54). 2. Auflage. Bremen: Atlantik-Verlag.
- Heigl-Evers, Annelise (1977). *Möglichkeiten und Grenzen einer psychoanalytisch orientierten Kurztherapie bei Suchtkranken*. Kassel: Nicol.
- Heigl-Evers, A (1980). Depression und Sucht. In *Sozialtherapie in der Praxis. Psychoanalytisch orientierte Suchtkrankentherapie*. Kassel.
- Hermann, Judith L. (1993). *Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden*. München: Kindler.
- Hoff, Ernst-Hartmut (1990). Identität und Arbeit. *Psychosozial*, 13.Jg., Heft 3 (Nr. 43), S. 7-25.
- IG Metall (2000). *Denkanstöße, Zeitschrift der IG Metall in der IBM* (Mai).
- Internationale Klassifikation psychischer Störungen (ICD 10), Kapitel V (F), Diagnostische Kriterien für Forschung und Praxis, Weltgesundheitsorganisation. Herausgegeben von Horst Dilling. 2. korrig. und erg. Auflage, 2000. Bern: Huber.
- Jahoda, Marie (1983). *Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert*. Weinheim; Basel: Beltz.
- Jahoda, Marie (1983b). Die sozialpsychologische Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit. *Bremer Beiträge zur Psychologie*, Nr. 23, 8/83.
- Jacobson, Edith (1978). *Das Selbst und die Welt der Objekte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Jellinek, Elvis Morton (1951). Die Phasen der Alkoholsucht. *Vorlesungen im European Seminar on Alcoholism*. Kopenhagen.
- Jeron, Michael (1997). Das Ich. In Wolfgang Mertens (Hrsg.), *Schlüsselbegriffe der Psychoanalyse* (S. 160-169). 3. Auflage. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Kernberg, Otto (1983). *Borderlinestörungen und pathologischer Narzißmus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kieselbach, Thomas (1983). Die individuellen und sozialen Kosten von Arbeitslosigkeit. *Bremer Beiträge zur Psychologie*. Nr. 23, 8/83.
- Khan, Masud R. (1989). *Entfremdung bei Perversionen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kohut, Heinz (1997). *Narzißmus*. 10. Auflage. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kohut, Heinz (1976). Vorwort zu J. vom Scheidt: *Der falsche Weg zum Selbst – Studien zur Drogenkarriere*. München: Kindler Taschenbuchverlag.

- König, Karl (1993). *Kleine psychoanalytische Charakterkunde*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- König, Karl (1998). *Arbeitsstörungen und Persönlichkeit*. Bonn: Psychiatrie Verlag.
- Kratzer, Nick (2003). *Arbeitskraft in Entgrenzung. Grenzenlose Anforderungen, erweiterte Spielräume, begrenzte Ressourcen*. Berlin: Edition Sigma.
- Krystal, H. & Raskin, H.A. (1983). *Drogensucht. Aspekte der Ichfunktion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Leithäuser, Thomas & Volmerg, Birgit (1988). *Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lichtenberg, Joseph D. (1991). *Psychoanalyse und Säuglingsforschung*. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Lürßen, Ernst (1976). Das Suchtproblem in neuerer psychoanalytischer Sicht. *Psychologie des 20. Jhds.*, Bd. II, S. 838-867. München: Kindler.
- Machlowitz, Marilyn (1986). *Arbeitssucht und wie man damit leben kann*. Landsberg: mvg-Verlag.
- Mahler, Margaret S.; Pine, Fred. & Bergman, Anni (1980). *Die psychische Geburt des Menschen: Symbiose und Individuation*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Marx, Karl (1973 [1867]). *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Bd. 1. Berlin.
- Meins, Stefan & Wolf, Sabine (2004). *Stress und Arbeitssucht. Erste Einblicke in die betriebliche Realität aus der Region Bremen*. Bremen: SEARI.
- Menninger, Karl (1985). *Liebe und Haß. Gedanken zur Zivilisation unserer Zeit*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Mentzel, Gerhard (1979). Über die Arbeitssucht. In *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*. Jg. 25 (S. 115-127). Göttingen und Zürich: Verlag für Medizinische Psychologie im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht.
- Mentzel, Gerhard (1987). Politisch Tätige als arbeitssüchtige Patienten. *Die neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte*, 3, S. 261-264.
- Mentzos, Stavros (1997). Psychoanalytische Neurosenlehre. In Wolfgang Mertens (Hrsg.), *Schlüsselbegriffe der Psychoanalyse* (S. 225-232). 3. Auflage. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Mentzos, Stavros (1999). *Neurotische Konfliktverarbeitung. Einführung in die psychoanalytische Neurosenlehre unter Berücksichtigung neuer Perspektiven*. 16. Auflage. Frankfurt/M.: Fischer.
- Mentzos, Stavros (2003). Bemerkungen zum „süchtigen“ Anteil der Psychose und – umgekehrt – zur Abwehr der psychotischen Dekompensation durch die Sucht. In Stavros Mentzos, Alois Münch (Hrsg.), *Psychose und Sucht* (S. 11-16). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Neuberger, Oswald (1984). *Arbeit. Begriff – Gestaltung – Motivation – Zufriedenheit*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.

- Oates, Wayne E. (1971). *Confessions of a Workoholic*. New York: Abingdon.
- Orthaus, Jürgen; Knaak, Almut & Sanders Katrin (1993). *Schöner schufteten. Wege aus der Arbeitssucht*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Parin, Paul (1978). *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychanalytische Studien* (Neuaufgabe). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Peter, Lothar (2003). Neue Formen der Arbeit, Arbeitskraftunternehmer und Arbeitssucht. In Holger Heide, (Hrsg.), *Massenphänomen Arbeitssucht. Historische Hintergründe und aktuelle Bedeutung einer Volkskrankheit* (S. 19-54). 2. Auflage. Bremen: Atlantik-Verlag.
- Peter, Lothar (2003b). Postfordismus, Deformation von Arbeitssubjektivität und Arbeitssucht. In Klaus Dörre; Bernd Röttger (Hrsg.), *Das neue Marktregime. Konturen eines nachfordistischen Produktionsmodells* (S. 172-188). Hamburg: VSA-Verlag.
- Poppelreuter, Stefan (1997). *Arbeitssucht*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Poppelreuter, Stefan & Evers, Claudia (2000). Arbeitssucht – Theorie und Empirie. In Stefan Poppelreuter; Werner Gross (Hrsg.), *Nicht nur Drogen machen süchtig. Entstehung und Behandlung von stoffungebundenen Süchten* (S. 73-91). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Puttkammer, Detlef (1991). Arbeitssucht – Workoholism. *Arbeitsgemeinschaft missionarischer Dienste: Studienbriefe zur Seelsorge* S 26. Stuttgart.
- Riemann, Fritz (1991). *Grundformen der Angst: eine tiefenpsychologische Studie*. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Robinson, Bryan E. (2000). *Wenn der Job zur Droge wird*. Düsseldorf und Zürich: Walter Verlag.
- Rohrlich, Jay B. (1981). The dynamics of work addiction. *Israel Journal of psychiatry and related sciences*. Heft 18, S. 147-156. Jerusalem: Acad. Press.
- Rohrlich, Jay B. (1984). *Arbeit und Liebe. Auf der Suche nach dem Gleichgewicht*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Rosenfeld, Herbert (1960). Über Rauschgiftsucht. *Psyche* 9, S. 481-495.
- Rost, Wolf-Detlef (1983). Der psychoanalytische Zugang zum Alkoholismus. *Psyche* 37, S. 412-439.
- Rost, Wolf-Detlef (2001). *Psychoanalyse des Alkoholismus. Theorie, Diagnostik, Behandlung*. 6. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schaef, Anne Wilson (1998). *Living in process: basic truths for living the path of the soul*. New York: Ballantine Wellspring.
- Schmidbauer, Wolfgang (1998). „Ich wußte nie, was mit Vater ist“. *Das Trauma des Krieges*. Reinbek: Rowohlt.
- Schneider, Christian & Bühler, Karl-Ernst (2001). Arbeitssucht. *Deutsches Ärzteblatt*, Jg. 98, Heft 8, S. C365-367.

- Schwochow, Rainer (1999). *Wenn Arbeit zur Sucht wird. Rat und Hilfe für Workaholics*. Aktualisierte Ausgabe. Frankfurt/M.: Fischer.
- Stern, Daniel N. (1992). *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. 2. Auflage (erste Auflage 1985). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Thompson, Edward P. (1980). Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus. In *Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.: Ullstein.
- Thomson, Edward P. (1987). *Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Tress, Wolfgang (1985). Zur Psychoanalyse der Sucht. Eine Studie am objektpsychologischen Modell. *Forum der Psychoanalyse*, 1, S. 81-92.
- Trimborn, Winfrid (2003). Der Verrat am Selbst – Zur Gewalt narzißtischer Abwehr. *Psyche 11*, S. 1033-1056.
- Ure, Andrew (1835). *Das Fabrikwesen in wissenschaftlicher, moralischer und commerzieller Hinsicht*. Leipzig: Wigand.
- Voß, G. Günter & Pongratz, Hans J. (1998). Der Arbeitskraftunternehmer – Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Heft 1, S. 131-158.
- Voß G. Günter & Pongratz, Hans J. (2000). Vom Arbeitnehmer zum Arbeitskraftunternehmer – Zur Entgrenzung der Ware Arbeitskraft. In Minssen, Heiner (Hrsg.), *Begrenzte Entgrenzungen: Wandlungen von Organisation und Arbeit*. Berlin: Edition Sigma.
- Voigtel, Roland (2000). Formen der Sucht. *Forum der Psychoanalyse*, 16, S. 16-44.
- Voigtel, Roland (2001). *Rausch und Unglück. Die psychischen und gesellschaftlichen Bedingungen der Sucht*. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag.
- Wenchel, Karl (2001). *Psychische Belastungen am Arbeitsplatz. Ursachen – Auswirkungen – Handlungsmöglichkeiten*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Wilke, Gerhard (1998). *Die Zukunft unserer Arbeit*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Wurmser, Leon (1983). Drogenabhängigkeit als Abwehrmechanismus. In D.J. Lettieri, R. Wertz (Hrsg.), *Drogenabhängigkeit – Ursachen und Verlaufsformen, ein Handbuch*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Wurmser, Leon (1987). *Flucht vor dem Gewissen. Analyse von Über-Ich und Abwehr bei schweren Neurosen*. Berlin; Heidelberg: Springer-Verlag.
- Wurmser, Leon (2000). Psychodynamische Aspekte der Suchterkrankungen. In Rainer Thomasius (Hrsg.), *Psychotherapie der Suchterkrankungen. Krankheitsmodelle und Therapiepraxis – störungsspezifisch und schulübergreifend* (S. 40-54). Stuttgart; New York: Georg-Thieme Verlag.

7 Anhang

Fragebogen zur Selbsteinschätzung von Arbeitssüchtigen.

1. Arbeiten Sie heimlich (z.B. in der Freizeit, im Urlaub)?
2. Denken Sie häufig an Ihre Arbeit (z.B. wenn Sie nicht schlafen können)?
3. Arbeiten Sie hastig?
4. Haben Sie wegen Ihrer Arbeit Schuldgefühle?
5. Vermeiden Sie in Gesprächen Anspielungen auf Ihre Überarbeitung?
6. Haben Sie mit Beginn der Arbeit ein unwiderstehliches Verlangen weiterzuarbeiten?
7. Gebrauchen Sie ausreden, warum Sie arbeiten?
8. Zeigen Sie ein besonders aggressives Benehmen gegen Ihre Umwelt?
9. Versuchen Sie periodenweise nicht zu arbeiten?
10. Neigen Sie zu innerer Zerknirschung und dauernden Schuldgefühlen wegen des Arbeitens?
11. Haben Sie versucht, sich an ein Arbeitssystem zu halten (z.B. nur zu bestimmten Zeiten zu arbeiten)?
12. Haben Sie häufiger den Arbeitsplatz oder das Arbeitsgebiet gewechselt?
13. Richten Sie Ihren gesamten Lebensstil auf die Arbeit ein?
14. Haben Sie einen Interesse-Verlust an anderen Dingen als an der Arbeit bemerkt?
15. Zeigen Sie auffallendes Selbstmitleid?
16. Haben sich Änderungen im Familienleben ergeben?
17. Neigen Sie dazu, sich einen Vorrat an Arbeit zu sichern?
18. Vernachlässigen Sie Ihre Ernährung?
19. Wurden Sie wegen Ihrer Arbeitssucht in ein Krankenhaus aufgenommen?
20. Arbeiten Sie regelmäßig am Abend?
21. Haben Sie mitunter Tage und Nächte hintereinander gearbeitet?
22. Beobachten Sie einen moralischen Abbau an sich selber?
23. Führen Sie Arbeiten aus, die eigentlich unter Ihrem Niveau sind?
24. Wurde Ihre Arbeitsleistung geringer?
25. Wurde Ihnen das Arbeiten zum Zwang?

Verfasserin und Copyright:

Dipl. psych. Ursula Engels

Kontakt: <mailto:ursulaengels@web.de>